

6. Wissenschaft ohne Gegenstand

Es hat sich gezeigt, daß die wichtigste Aufgabe der Geschichtstheorie darin besteht, Geschichte als Wissenschaft zu begründen, nicht als Voraussetzung, sondern im Vollzug wissenschaftlichen Arbeitens. Es reicht jedoch nicht, allein zu erklären, warum Geschichte eine Wissenschaft ist, sondern nachzuweisen, wie in ihr gedacht und verfahren wird, damit sie sich als Wissenschaft behaupten kann. Neben dem wissenschaftlichen darf allerdings der allgemeine Umgang mit den Ereignissen der Geschichte nicht aus den Augen verloren werden. Er behält seine Berechtigung, denn er ist der Boden, aus dem das Interesse an wissenschaftlich erforschter Vergangenheit überhaupt erst erwächst.

Ob die Beschäftigung mit Geschichte tatsächlich eine Wissenschaft ist, blieb lange umstritten. Geschichte ist «eine Wissenschaft und nicht mehr und nicht weniger», behauptete der englische Historiker J. B. Bury. Eine konträre Meinung vertrat Benedetto Croce: Geschichte ist keine Wissenschaft, sondern Kunst. Jacob Burckhardt relativierte vorher schon in den «Weltgeschichtlichen Betrachtungen»: «Die Geschichte ist ja überhaupt die unwissenschaftlichste aller Wissenschaften.»¹ Weiter ging Friedrich Meinecke, für den Historie «zugleich Wissenschaft und mehr als Wissenschaft» ist. Er nutzt die «rein wissenschaftlichen Mittel» der Kausalklärung, greift aber zugleich zu überwissenschaftlichen Mitteln, um die Tiefen der Lebenswerte erfassen zu können.²

Schließlich hatte sich die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Geschichte beruhigt, und mit einiger Selbstverständlichkeit baute die Geschichtswissenschaft ihre Stellung unter den geisteswissenschaftlichen Disziplinen an den Universitäten aus. Gefestigt wurde dieser Status sogar noch, als Anleihen bei den Sozialwissenschaften genommen und das Programm einer Strukturgeschichte bzw. einer (historischen Sozialwissenschaft) vertieft worden waren. Der Vormarsch der Sozialwissenschaften in den sechziger und siebziger Jahren hat zwar die Reputation der Geschichtswissenschaft geschwächt, nicht jedoch ihre Wissenschaftlichkeit in Zweifel gezogen. Erst in letzter Zeit sind wieder fundamentale Einwände erhoben worden. «Geschichte ist keine Wissenschaft», schrieb Paul Veyne, «und hat von Wissenschaft nicht viel zu erwarten.» Nach Gründen befragt, ist die Antwort ebenso einfach wie lapidar: «Geschichte ist ein wahrer Roman.»³ Ein Roman ist ein fiktives und kein wissen-

schaftliches Werk. Für Hayden White, der auf den fiktionalen Charakter der Geschichtsschreibung eindringlich hingewiesen hat, ist ein historisches Werk ein «literarisches Kunstwerk»⁴ und die Alternative «Kunst oder Wissenschaft» überwunden, die aus dem Antagonismus zwischen romantischer Kunstauffassung und positivistischem Wissenschaftsverständnis im 19. Jahrhundert erwachsen ist. Allzulange habe diese Alternative die Historiker dazu verführt, auf naive Weise zwischen Wissenschaft und Kunst zu vermitteln und einer ernsthaften Auseinandersetzung mit wissenschaftlicher und künstlerischer Kritik auszuweichen. Wurde die Wissenschaftlichkeit ihrer Arbeit bestritten, wiesen sie auf den Kunstcharakter hin; wurde der Kunstcharakter in Frage gestellt, beriefen sie sich auf die Wissenschaftlichkeit der Geschichtsschreibung. So umgingen sie eine «Art kritischer Selbstanalyse», so White, und zogen sich den Vorwurf der «Unredlichkeit» zu. White weist darauf hin, daß der «gemeinsame Konstruktionscharakter künstlerischer wie wissenschaftlicher Aussagen» die Alternative aufgelöst habe und die Historiker auffordere, «zu einer Integration der Geschichte in eine höhere Art intellektuellen Forschens beizutragen, die, da sie eher in dem Bewußtsein der Ähnlichkeiten als der Unterschiede zwischen Kunst und Wissenschaft gründet, weder als das eine noch als das andere bezeichnet werden kann.»⁵

Geschichte wird zum Gegenstand

Gewöhnlich wird eine Wissenschaft von ihrem Sachgebiet her bestimmt: die Rechtswissenschaft vom Recht, die Naturwissenschaft von der Natur, die Kulturwissenschaft von der Kultur und, so könnte man fortfahren, die Geschichtswissenschaft von der Geschichte. Von den Inhalten her gedacht, unterschied Hans Freyer sogar zwischen Wirklichkeitswissenschaften und Geschichtswissenschaften. Die einen beschäftigten sich mit dem, was ist, die anderen mit dem, was war bzw. nicht mehr ist. Zu einem Gegenstand dieser modernen, wissenschaftsbegründenden Anschauung ist Geschichte erst in der Aufklärung geworden, um dann im Historismus des 19. Jahrhunderts sich als wissenschaftliches Fach an den Universitäten zu etablieren. Inzwischen war in den Wissenschaften allgemein das Bewußtsein für eine klare Trennung von Erkenntnisobjekt und Erkenntnisobjekt zu methodologischer Reife ausgebildet worden. Dieses Bewußtsein spielte in den entstehenden modernen Naturwissenschaften eine besondere Rolle und griff bald auch auf die Geschichtswissenschaft über. Immer klarer wurde es dem Menschen, daß er nicht von Vorsehung und Schicksal beherrscht wird, sondern seine eigene Ge-

schichte macht. Die Geschichte wurde zum Ergebnis seines Handelns, Erzeugnis seines Wirkens. Der Mensch ist eines, das Produkt, das er hervorbringt, ein anderes. Dieses steht da, es kann betrachtet, eingeschätzt und beurteilt werden. Voraussetzung dafür ist die Distanz zwischen Erzeuger und Erzeugnis.

Mit dieser neuen Einstellung zur Geschichte geht einher, daß der Abstand zwischen Vergangenheit und Gegenwart deutlicher empfunden wurde als vorher. Die Vergangenheit wurde als Quelle einer Tradition, die der aufgeklärten Religions-, Staats- und Gesellschaftskritik im Wege stand, kritisiert oder sich selber überlassen; was zählte, war eine Gegenwart, die sich von schlechter Tradition befreit. Die Distanz zwischen Gegenwart und Vergangenheit trug dazu bei, daß Geschichte zu einer deutlich konturierten Größe objektiviert, zu einem Gegenstand wurde. Die Vergangenheit wurde auch zur Quelle, aus der Begründungen geschöpft wurden für das, was in Zukunft anders werden sollte. In der Aufklärung wurde vorwiegend die von der Vernunft erhellte Gegenwart von defizienter Vergangenheit abgesetzt. Im Historismus war es dagegen der in negativen Erfahrungen des «Revolutionszeitalter» (Barthold Georg Niebuhr) wurzelnde Kontinuitätsbruch der Zeiten, der die Vergangenheit von der Gegenwart trennte. Die Gegenwart präsentierte sich als katastrophal, chaotisch und nicht darstellbar.

So wurde das historische Ereignis mit den deutlichen Konturen einer Tatsache versehen, die man betrachten und vor allem untersuchen konnte. Geschichte war erforschbar und erkennbar geworden. Ein wahres Fieber war ausgebrochen, historische Tatsachen zu ermitteln, sie vom Unwahrscheinlichen, Legendenhaften und von Entstellungen zu befreien, sie genau zu beschreiben und «dingfest» zu machen. Das war das Programm der historischen Enzyklopädie eines Pierre Bayle etwa. Hier war der Grund dafür gelegt worden, daß Geschichte sich zu einer Tatsachenwissenschaft bzw. zu einer empirischen Wissenschaft entwickeln konnte.

Zur präziseren Beschreibung einer historischen Tatsache diente auch der kritische Umgang mit den Quellen, die von solchen Tatsachen berichteten. Quellenkritik entstand in der Aufklärung und wurde im Historismus zur Methode entwickelt. Dieser gepflegte Umgang mit den Quellen unterstrich und verstärkte den Eindruck, daß Geschichte zu einer Gegenstandswissenschaft geworden ist: Man beschäftigte sich mit Quellen, in denen Geschichte, der «zu erforschende Gegenstand», wie Droysen sagte, zum Ausdruck gebracht wurde. An dieser Tendenz zur Objektivierung der Geschichte änderte sich auch nichts dadurch, daß Droysen in Geschichte «nicht die Summe der Geschehnisse, nicht den Verlauf aller

Dinge, sondern ein Wissen von dem Geschehenen und das vom gewußten Geschehenen» sah.⁶ Selbst im Bewußtsein vergegenständlichte sich Geschichte.

Auch im hermeneutischen Verfahren, zumindest wie Ranke es entwickelte, wurde die Tendenz zur Objektivierung der Geschichte verstärkt. Der Historiker hatte seine Subjektivität soweit wie möglich zurückzudrängen, sich von der historischen Tatsache, von einer großen Persönlichkeit, vom Machtstreben der Staaten, von einem Zeitalter beeindruckt zu lassen und den Eindruck annähernd objektiv zur Darstellung zu bringen. Ein wenig anders stellte Jacob Burckhardt diesen Sachverhalt dar. Einerseits müssen wir dem geschichtlichen Leben «als Menschen einer bestimmten Zeit unvermeidlich unseren passiven Tribut bezahlen», andererseits müssen wir ihm «zugleich beschauend gegenüberreten.»⁷ An der «faktischen» Trennung in Vergangenheit und Gegenwart änderte sich aber nichts. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbanden sich schließlich die Gründe, die den historischen Gegenstand immer deutlicher heraustreten lassen, mit der Tendenz der positivistischen Wissenschaft, die Tatsache zum alleinigen Erkenntnisgegenstand und auch Erkenntnisgrund von Wissenschaft zu erheben. Wir sprachen bereits vom «historischen Positivismus», der die geschichtswissenschaftliche Arbeit zu einer Anhäufung von Tatsachen werden ließ. Daß den Historikern die Tatsache zum Fetisch geworden war, hatte Friedrich Nietzsche besonders kritisiert: Die Geschichte sei zum «Neutrum», eben einer Sache, verkommen.⁸ Der Historismus war unter diesem Aspekt *nolens volens* in den Positivismus hineingeglitten, verführt höchstwahrscheinlich dadurch, daß die Quellenkritik bzw. die «Sicherheit des Faktums», wie schon Droysen klagte, zur eigentlichen Aufgabe des Historikers geworden und die Interpretation sträflich vernachlässigt worden war.⁹

Daß die Geschichtswissenschaft auch im reinen Geist des Positivismus betrieben werden konnte, zeigt das vielzitierte Beispiel des englischen Historikers Thomas Buckle. Dieser wurde bekämpft (vor allem von Droysen), weil er aus der Geschichte eine Naturwissenschaft zu machen drohte, er wurde aber auch vereinnahmt. So zitiert Georg G. Iggers in seiner wichtigen Abhandlung über «Deutsche Geschichtswissenschaft» (1971/72) den amerikanischen Historiker Herbert B. Adams, der es verstand, Ranke und Buckle, Historismus und Positivismus, miteinander zu verschmelzen. Adams forderte 1888, «die Fakten strikt zu beachten, keine Predigten zu halten, keine Moral anzuhängen, keine Geschichte auszuschnüffeln, sondern die schlichte geschichtliche Wahrheit zu berichten» – das alles mit dem einen Ziel darzustellen, «wie es eigentlich gewesen» ist.¹⁰

Die gängige Meinung, daß die historische Wissenschaft einen Gegenstand habe, also eine Gegenstandswissenschaft sei, geht auf diese Tendenzen zur Objektivierung der Geschichte zurück. «Gegenstand» meint hier die «reine» historische Tatsache, meint Geschichte als *res gestae*; nicht unsere Vorstellung von Geschichte, sondern Geschichte selbst oder Geschichte an sich, meint auch, daß Geschichte allein in den Quellen, die sie hinterlassen hat, empirisch faßbar sei, meint eine Art von «historischem Realismus».

«Das wahre Faktum steht nicht in den Quellen»

Trotz der weithin akzeptierten Tendenz zur Objektivierung der Geschichte bleibt die Behauptung, die Geschichtswissenschaft habe einen Gegenstand, jedoch problematisch. Wie ist der Gegenstand der Geschichtswissenschaft eigentlich beschaffen? Entspricht er den Forderungen, die aus wissenschaftlichen Gründen an einen Gegenstand gestellt werden müssen? Diese Fragen müssen kurz erläutert werden. Die modernen Wissenschaften sind unter der Devise angetreten, auf rationale Weise Erkenntnisse über die Wirklichkeit zu ermitteln, jedoch nicht über die ganze Wirklichkeit, sondern nur jeweils über einen Bereich oder einen Aspekt von Wirklichkeit. Weil die Wirklichkeit sich als ganze nicht so leicht – wenn überhaupt – erkennen läßt, muß sie parzelliert werden. Das geschieht in den meisten Wissenschaften. Nur die Geschichtswissenschaft bildet offensichtlich eine Ausnahme. Sie muß sich um die ganze Wirklichkeit in ihrem vergangenen Zustand bemühen: also um Natur, um Staat, um Wirtschaft, um Gesellschaft, um Kultur, sofern sie alle vergangen bzw. nicht mehr sind. Doch der vergangene Zustand der Wirklichkeit ist nicht weniger komplex als der gegenwärtige; ebensowenig wie die gegenwärtige Wirklichkeit kann die vergangene also Erkenntnisgegenstand nur einer Wissenschaft sein. Doch die Aufgabe ist noch schwieriger: Im Grunde handelt es sich beim historischen Gegenstand ja nicht nur um *eine* vergangene Wirklichkeit, sondern um eine Schichtung von jeweils vergangenen Zuständen der Wirklichkeit. Angesichts einer solchen Anhäufung bzw. Ausuferung des historischen Gegenstands – allerdings nicht so dramatisch gezeichnet, wie hier geschehen – sprach Burckhardt von der «Enormität des historischen Studiums»¹¹. Es war auch im Historismus klar, daß «die Jahrhunderte und Jahrtausende der Vergangenheit» (Droysen) so direkt genommen nicht eigentlich «Gegenstand» der Geschichtswissenschaft sein könnten, ja, daß eine derart arglose Beschreibung des Gegenstandes im Grunde jedes historische Stu-

dium unmöglich machte. Um so verwunderlicher ist, daß Karl-Georg Faber sich über die Warnung Droysens hinwegsetzte und den Gegenstand der Geschichtswissenschaft ganz einfach auf den Begriff des «vergangenen Geschehens» brachte.¹² Zugespitzt formuliert: Nicht alles, was geschehen und inzwischen vergangen ist, ist auch Geschichte; «nur gewußt», meinte Droysen, ist das Geschehene «gewiß»¹³.

Der Monstrosität des sogenannten historischen Gegenstandes kann man nicht beikommen, indem man versucht, arbeitsteilig vorzugehen: Kunstgeschichte zu treiben, Musikgeschichte, Rechtsgeschichte, Kirchengeschichte, Politikgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Auch die sich übereinander türmenden Zustände einstiger Wirklichkeitsausschnitte bleiben monströs. So kommen wir nicht weiter, das Problem des «Gegenstandes» muß genauer unter die Lupe genommen werden.

Als Droysen den Hang zur Faktensicherung unter den Historikern seiner Zeit kritisierte, vor allem unter den Schülern Rankes, griff er zu einer Formulierung, die aufhorchen läßt: «Das wahre Faktum steht nicht in den Quellen»¹⁴. Steht «Faktum» für Gegenstand der historischen Wissenschaft, dann ist dieser Gegenstand seiner Meinung nach woanders als im Bereich der dokumentierten *res gestae* zu suchen. Wie das zu verstehen sei, erklärte er in einem Brief an einen Freund: «Das andere ist, daß ich das Wesen unserer Wissenschaft nicht in der Kritik, sondern im Verstehen, in der Interpretation finde, nicht in dem Verstehen vergangener Zeiten, sondern im Verstehen dessen, was davon noch übrig und gegenwärtig ist, sei es in Berichten und Darstellungen, sei es in Resten und Zuständen. Denn nur Gegenwärtiges können wir menschlicherweise fassen, und nur, was an dem Vergangenen nicht vergangen ist, läßt uns deutend und verstehend das Bild der Vergangenheit herstellen. Von jedem Punkt der Gegenwart – dem Gewordenen – strahlt durch unsere Wissenschaft erregt ein Lichtkegel rückwärts in die Nacht des Vergangenseins.» Selbstbewußt fährt er fort: «Du siehst, das sind scharfe und fruchtbare Sätze, und es baut sich über ihnen ein großes und ernstes System meiner Wissenschaft auf; ich glaube sagen zu dürfen: zum ersten Male. Es muß ihr die große Aufgabe klar werden, die sie zwischen der falschen Alternative von Philosophie und Materialismus hat»¹⁵.

In unserem Zusammenhang ist das eine wichtig: Gegenstand der Geschichtswissenschaft ist «nur, was am Vergangenen nicht vergangen ist». Nicht vergangen sind die Dokumente und Relikte. Auch für Droysen führt an den Quellen nichts vorbei. Sie müssen ernst genommen werden. Wichtig und für die Interpretation noch wichtiger ist etwas anderes, nämlich: Nicht vergangen ist, was in der «sittlichen Welt» noch

eine Rolle spielt. «Sittliche Welt» heißt das Bemühen der Menschen um die moralische, auf Freiheit zielende Gestaltung der Wirklichkeit. Von dieser Wirklichkeitsgestaltung geht alles historische Erinnern und Forschen aus, und in ihrem Dienst steht die Beschäftigung mit den Quellen, ja, mit Geschichte überhaupt. Gegenstand der Historie sind also die «sittlichen Mächte», die im Laufe der Zeiten zur Entfaltung kommen und auf die eine oder andere Weise fortwirken. Das ist eine drastische Einschränkung des Gegenstandes, wie er im «historischen Realismus» verstanden wurde. Einmal wird die Weite der Vergangenheit durch den Blick, der aus der Gegenwart auf sie fällt, eingeengt; zum anderen wird sie auf die «sittlichen Mächte» konzentriert. Noch mehr: Da sich die Wirklichkeitsgestaltung nach Droysen im Bereich des «Staatlichen» konzentriert, kann er sagen, daß die «Politik die Geschichte der Gegenwart» und «die Geschichte die Politik der Vergangenheit» ist.¹⁶ Der Akzent, der auf Politische gelegt wird, ist also nochmals eine Einschränkung des Gegenstandes. Geschichte ist im wesentlichen Politikgeschichte. Das heißt nicht, Droysen hätte kein waches Gespür dafür, daß die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Aspekte dabei auch eine Rolle spielten. Sie werden der Politikgeschichte untergeordnet. Wichtig festzuhalten ist hier dies: Die historische Tatsache verliert ihre Reinheit, die Geschichte selber oder die Geschichte *an sich* kommt nicht mehr in den Blick. Die Gegenwart ist ihr untergemischt – und zwar so, daß die Gegenwart nicht mehr von der Geschichte zu trennen ist. Die Gegenwart ist das Gewordene und die Geschichte das noch immer Gegenwärtige. Eine «objektive Geschichte» gibt es nicht; dennoch spricht Droysen von dem Gegebenen, das es zu erforschen gilt. «Das Gegebene für die historische Forschung sind nicht die Vergangenheiten, denn diese sind vergangen, sondern das von ihnen in dem Jetzt und Hier noch Unvergangene, mögen es Erinnerungen von dem, was war und geschah, oder Überreste des Gewesenen und Geschehenen sein.»¹⁷ Er hielt an dem Gegenstandscharakter der Geschichtswissenschaft fest, bestimmte den Gegenstand aber anders, als es in einem «historischen Realismus» geschah und immer noch geschieht. Das Vergangene ist das empirisch Erforschbare, insoweit es im Wissen gegenwärtig ist.

Droysen ließ keinen Zweifel daran, daß vor allem unter dem Gesichtspunkt der Interpretation (und nicht allein der historischen Quellenkritik), das heißt unter dem Gesichtspunkt des Verstehens von Geschichte, die Bestimmung der Gegenstände als «gegenwärtige Objekte» vorgenommen werden müsse. Darüber ist noch einmal zu sprechen, wenn das hermeneutische Verfahren, also Grundfragen geschichtswissenschaftlicher Methodologie, zu erörtern sein werden.

Das Gegenstandsverständnis des «historischen Realismus» kann noch auf andere Weise in Frage gestellt werden. Eine einfache Analyse des Tatsachenbegriffs vermag das schon zu zeigen. Was bringt dieser Begriff zum Ausdruck, welchen Inhalt erfaßt er? Dazu findet man in dem geistreichen Buch des englischen Historikers Edward Carr «Was ist Geschichte?» (1963) einige Bemerkungen, die weiterhelfen. Zunächst stellt Carr fest, daß nicht alles, was vergangen ist, auch eine «historische» Tatsache sei. Essen und Trinken, Arbeiten und Streiten der Menschen sind Tatsachen, aber noch keine «historischen». Eine historische Tatsache ist nicht das «brutum factum» (die nackte Tatsache), sondern erst jene, die eine gewisse Bedeutung erlangt hat, deshalb erinnert und weitererzählt wurde.¹⁸ Ein Beispiel: Nicht die Tatsache, daß ein Normanne englische Soldaten in der Schlacht bei Hastings 1066 schlug, ist eine historische Tatsache. Engländer sind auch vorher schon von Normannen geschlagen worden. Zur historischen Tatsache wurde diese Schlacht erst, als man davon erzählte; und man erzählte davon, seit man die Folgen dieser Schlacht zu spüren bekam. Und noch etwas anderes ist bemerkenswert: Die Soldaten haben diese Schlacht nicht in dem Bewußtsein geschlagen, an einer Aktion von historischer Bedeutung beteiligt gewesen zu sein. Das war überhaupt noch nicht abzusehen. Nicht die reine Faktizität konstituiert also eine «historische Tatsache», sondern ihre Bedeutsamkeit, die sich erst nach und nach einstellt und die einem Ereignis, das sonst ohne viel Aufhebens in der Vergangenheit versunken wäre, eine besondere Qualität verleiht. Nicht zu seiner Zeit, sondern erst nach seiner Zeit wird aus einer bloßen Tatsache eine historische Tatsache.

Auch die Faktizität, die angeblich von Quellen verbürgt wird, löst sich auf. Die Quellen enthalten nicht einen authentischen Tatsacheninhalt, sondern nur Tatsachen, wie sie von anderen berichtet, von anderen ausgewählt und vermittelt wurden: oft einseitig, unzuverlässig und manipuliert, auf jeden Fall bereits gedeutet. Historiker, die zwischen Quelle und Deutung unterscheiden und ihre Arbeit auf Quellen zu gründen meinen, unterliegen einem Trugschluß: Genaugenommen gründen sie Deutung auf Deutung. Von einer empirischen Grundlegung ihrer Geschichtsschreibung kann keine Rede sein. Selbst Steuerlisten und Bilanzen sind nicht immer eine zuverlässige Reproduktion von Realität. Niemand wird auf die Idee kommen, eine Geschichte des Wohlstandes zu schreiben, indem er seine Recherchen allein auf die Steuererklärungen der Bürger als einzige Quellengruppe gründet. Eine Tatsache im positivistischen Sinn wird in den Quellen nur selten zu finden sein. Auch in der Quelle schiebt sich etwas vor die Tatsache, die überliefert wird. Das *brutum factum* wird durch sie nicht mehr erreicht. Außerdem ist eine ein-

zelle Quelle, die von einem Faktum berichtet, für den Historiker noch nicht viel wert. Sie kommt erst zum Sprechen, wenn man etwas aus anderen Quellen über den Zusammenhang, in dem diese Quelle selbst entstanden ist, weiß, das heißt aus bereits gedeuteter Information und vom Historiker bearbeiteten, gedeuteten Quellen. Daraus folgt: Es ist aussichtslos, an die reale Geschichte, die *res gestae* herankommen zu wollen. Wir sind nun in der Lage, ihre Reflexe wahrzunehmen, die sich in Quellen niedergeschlagen haben – mehr nicht. Die reale Geschichte, wie der «historische Realismus» sie versteht, bleibt unzugänglich.

Edward Carr zerstört die «Tatsache» nicht, aber er schränkt ihre Authentizität ein. Sie verdankt ihre Existenz weniger der realen Geschichte als vielmehr der Arbeit des Historikers, wie er Carl Becker zustimmend zitiert: «Die Fakten der Geschichte gibt es für einen Historiker erst, wenn er sie geschaffen hat.»¹⁹ Daraus zieht Carr zwei wichtige Schlüsse: Erstens findet er das Diktum bestätigt, daß die Historiker es sind, die Geschichte machen; und zweitens beantwortet er die Frage danach, was Geschichte sei, so: «Geschichte ist ein fortwährender Prozeß der Wechselwirkung zwischen dem Historiker und seinen Fakten, ein unendlicher Dialog zwischen Gegenwart und Vergangenheit»²⁰. Worauf sich die Historie als Wissenschaft bezieht, ist nicht die Vergangenheit, sondern allein der «Dialog» zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Hinter diesem Dialog, unabhängig von ihm, ist für den Historiker nichts mehr zu greifen.

Der Gegenstand wird aufgelöst

Der Argumentationsgang war bisher so: Zuerst wurden die Argumente zusammengetragen, die für die Tendenz sprachen, die Geschichte zu objektivieren, und dann die Argumente zusammengestellt, die den Gegenstandsbegriff für die Geschichtswissenschaft einschränken. Kommt solche, bereits im Historismus angelegte Bewegung gegen die Objektivierungstendenz erst einmal in Gang, ist bald kein Halten mehr. Die Gegenbewegung hört nicht bei der Einschränkung des Gegenstandes auf, sondern erst bei seiner Zerstörung.

Solche Gedanken finden sich bereits bei R. G. Collingwood, dessen geschichtsphilosophisches Werk in Deutschland bisher allerdings noch kaum aufgenommen wurde. Die «historische Tatsache» wird, so meint er, nur im Denkkakt, der in der Gegenwart vollzogen wird, zugänglich, nur hier ist sie präsent und real. Was nicht präsent und real ist, kann nicht erkannt werden. Von einem Gegenstand zu reden, der vom Erken-

nen nicht verändert werde, sei unsinnig, einen solchen Gegenstand gäbe es nicht.²¹

Von einer «Auflösung des Gegenstandes» sprach auf seine Weise, gegen ein positivistisches Geschichtsverständnis gewandt, Raymond Aron in seiner «Introduction à la philosophie de l'histoire», die erstmals 1938 veröffentlicht wurde. Zugespitzt hat er seine Auffassung im folgenden Satz: «Es gibt keine historische Wirklichkeit, die vor der Wissenschaft fertig existierte und einfach getreulich abzubilden wäre»²². Für den Historiker, so hat Paul Ricœur diese Auffassung Arons kommentiert, liegt «die Vergangenheit als die Summe des tatsächlichen Geschehens außer Reichweite»²³.

In «Wahrheit und Methode» hat auch Hans-Georg Gadamer davon gesprochen, daß die Geisteswissenschaften überhaupt keinen Gegenstand hätten. Sein Argument, das den Gegenstand zerstört, ergibt sich aus grundsätzlichen Überlegungen zur Hermeneutik. Darauf kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden, hier nur soviel: Die Verstehenshorizonte von Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen so eng miteinander, daß sie keinen Gegenstand zu erkennen geben, der von dieser Verschmelzung unberührt in Erscheinung träte. Bei Gadamer liest sich die Konsequenz aus seinen hermeneutischen Überlegungen so: «Offenbar kann man nicht im selben Sinne von einem identischen Gegenstand der Erforschung in den Geisteswissenschaften sprechen, wie das in den Naturwissenschaften am Platze ist, wo die Forschung immer tiefer in die Natur eindringt. Bei den Geisteswissenschaften ist vielmehr das Forschungsinteresse, das sich der Überlieferung zuwendet, durch die jeweilige Gegenwart und ihre Interessen in besonderer Weise motiviert. Erst durch die Motivation der Fragestellung konstituiert sich überhaupt Thema und Gegenstand der Forschung. Die geschichtliche Forschung ist mithin getragen von der geschichtlichen Bewegung, in der das Leben selbst steht, und läßt sich nicht teleologisch von dem Gegenstand her begreifen, dem ihre Forschung gilt. Ein solcher Gegenstand existiert offenbar überhaupt nicht»²⁴.

Gadamer hat den Historikern den «Gegenstand» ihrer Wissenschaft aus der Hand genommen. Doch das hat nicht viele berührt und aus dem Gleis geworfen. Die Sprache des Präteritums ist so stark (was einmal war, kann vielleicht nicht doch nicht gewesen sein) und die Sprache wissenschaftlicher Analyse so bestimmt, daß man immer den Eindruck haben wird, in der Geschichtswissenschaft – zumal in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte – ginge es um handfeste Gegenstände bzw. Tatsachen. Hier und da hat Gadamer aber auch Zustimmung gefunden – nicht Zustimmung zum philosophischen Argumentationsweg, aber doch zum Er-

gebnis. Besonders zu nennen ist Otto Vossler mit seinem Buch «Geschichte als Sinn» (1979/1983). Vossler trägt die Argumente zusammen, die wir teilweise schon gegen die Tendenz zur Objektivierung der Geschichte gesammelt haben. Zwei Argumente müssen aber noch einmal erwähnt werden, weil Vossler sie mit besonderer Eindringlichkeit vorgebracht hat. Es ist zunächst der Hinweis darauf, daß die Geschichte nicht wie eine Landschaft hinter uns liegt, die man beschauen, überblicken und beschreiben könne. Geschichte ist vielmehr immer noch im Werden, mit jedem Tag, der vergeht, verändert sich diese Landschaft. Vossler schreibt: «Das weitaus meiste von der Realgeschichte meines gestrigen Tages ist schon heute ausgeschieden, unwiederbringlich vergessen und verloren, nie wieder zu reproduzieren.»²⁵ Wie mit der persönlichen Geschichte, meinem gestrigen Tag, verhält es sich auch mit der Geschichte allgemein. Die Zeit vernichtet die Beschaulbarkeit und den Reichtum der Gegenwart.

Das andere Argument ist, daß die Gegenwart mit dem Übergang in die Vergangenheit ihren Realitätscharakter verliert. Es ist unsinnig, von «historischer Realität» zu sprechen, als ob sie von gegenwärtiger Realität unterschieden werden kann. Die vergangene Landschaft ist unreal geworden. Das kann so illustriert werden: Kommen wir nach Jahrzehnten wieder in die Stadt unserer frühen Kindheit zurück, kennen wir uns kaum mehr aus. Die Realität stößt uns erbarmungslos darauf, daß nichts mehr ist, wie es einst war. Wir können uns erinnern, wie es war; aber wir werden es nicht mehr so vor uns haben, wie es wirklich war. Nostalgie ist ein anderer Ausdruck für die Trauer über den unabwendbaren Realitätsverlust des einst Gegenwärtigen. Was vergangen ist, existiert nicht mehr. Das führt Vossler zu der eindeutigen Schlußfolgerung: «Aber wenn die Realgeschichte kein Ding, kein Gegenstand ist, dann muß man folgern, daß die Geschichte nicht nur keinen eigentlichen, sondern überhaupt keinen Gegenstand hat.»²⁶

Heißt das nun, daß wir den Gegenstand los sind und tun und lassen können, was wir wollen, frei sind wie Dichter und Schriftsteller, den Stoff selber zu erfinden und zu gestalten – mit der Konsequenz, daß Geschichte wohl doch mehr eine Kunst als eine Wissenschaft ist? Diese Frage hat Vossler geahnt und so beantwortet: Von Goethe haben wir Geburts- und Todesdaten, auch sonst einige Zeugnisse, die auf sein Erdenleben schließen lassen. Von Wilhelm Meister dagegen fehlen uns solche Zeugnisse ganz und gar. Der eine ist eine Gestalt der Geschichte, der andere eine Gestalt der dichterischen Phantasie. Um Goethe müssen wir uns also ganz anders bemühen als um Wilhelm Meister. Die Quellen, die uns von Goethe überliefert sind, dürfen nicht einfach übergangen, mit ihnen kann auch nicht willkürlich umgegangen werden. Nichts darf ge-

gen sie, alles nur im Gespräch mit ihnen gestaltet werden. Die Aufgabe des Historikers, sich seine Tatsachen zu schaffen, dispensiert ihn nicht von der intensiven Orientierung seiner Arbeit an den Quellen. Die Quellen begrenzen seine Phantasie, lenken seine Neugierde auf Fragen, die nicht allein mit ihnen, aber auch nicht ohne sie beantwortet werden können, sie geben Probleme auf, die es zu bewältigen gilt. Das ist das eine. Das andere ist, daß der Historiker überhaupt ein Interesse haben muß, sich mit Geschichte zu beschäftigen, und das läßt auch zwischen Präteritum und Präsens unterscheiden. Dieses Interesse führte Jörn Rüsen auf ein ursprüngliches Bedürfnis des Menschen nach Orientierung in Raum und Zeit zurück, Vossler führt es auf Probleme zurück, die man in der konkreten Lebenswelt hat oder die man sich stellt. Auf jeden Fall ist entscheidend, daß der Historiker Probleme bearbeitet: «Die Geschichte hat zwar nicht einen Gegenstand, aber sie hat statt dessen etwas anderes, ganz anderes, nämlich Probleme, und die allein können ihrer Arbeit Richtung und Sinn, Wirklichkeit und Erfüllung geben»²⁷. Nicht auf Gegenstände, sondern auf Probleme also ist die Historie als Wissenschaft bezogen. Nicht Gegenstände, sondern Probleme bestimmen ihre Wissenschaftlichkeit.

Auszugehen hat die geschichtswissenschaftliche Arbeit von den Problemen, die sich in der Gegenwart stellen. Nur über sie ist es möglich, in die Vergangenheit einzudringen. Zugleich aber ist diese Problemlage der Grund dafür, daß das Geschehen, wie es einst tatsächlich ablief, außer der Reichweite des Historikers bleibt.

«Die Geschichte ist vom Historiker nicht zu trennen»²⁸, hat Henri- Irénée Marrou ein Kapitel seiner Abhandlung über die historische Erkenntnis überschrieben und den enormen Anteil, den der Historiker an der Geschichte hat, betont. Der Blick in die Vergangenheit wird «ausgerichtet»²⁹, es kommt auf keinen Fall alles in den Blick, wie ja auch die Erinnerung Vergangenes immer nur aus gegebenem Anlaß ins Bewußtsein hebt und nicht immer und in gleicher Intensität präsent hält.

Zu den Problemen des Historikers gehören auch die Probleme, die wir mit Geschichte selbst haben, damit, daß Geschichte uns trägt und prägt, ebenso wie damit, daß Geschichte die große Veranstaltung ist, die uns den unabwendbaren Verlust von Realität anzeigt: ein Schicksal, das nicht leicht zu ertragen ist. Geschichte kann Vorurteile nähren und uns den Blick für die Realitäten unseres Lebens verstellen, sie kann unser Gewissen belasten und unser Handeln erschweren oder in eine Richtung lenken, die wir aus freien Stücken nicht eingeschlagen hätten. Sie kann uns auch entlasten und Orientierung gewähren. Das bringt die wissenschaftliche Beschäftigung mit Geschichte zu Bewußtsein. Das Aufarbeiten

ten der früheren Spannungen zwischen zwei Staaten kann das politische Klima in der Gegenwart entspannen. Die genauere Kenntnis der Geschichte kann allerdings auch zu neuen Belastungen führen. Das Klima zwischen Polen und der Sowjetunion beispielsweise wurde erheblich belastet, als sich immer deutlicher herausstellte, daß die militärische Elite Polens bei Katyn nicht von deutschen, sondern von sowjetischen Einheiten ermordet worden war. Der Umgang mit Geschichte hat ambivalente Folgen. Doch es bleibt dabei: Die Geschichtswissenschaft hat keinen Gegenstand, sie hat nur Probleme, vor allem das Problem, das die Geschichte selber für uns darstellt, uns auf unerbittliche Weise darauf stößt, daß alles, was wir denken, tun und sind, sich im Modus der Veränderlichkeit befindet. Diese Bestimmung des Gegenstandes hat Folgen für die wissenschaftliche Arbeit:

1. für das Verhältnis von realgeschichtlicher und historischer Tatsache: Es ist nicht möglich, die realgeschichtliche Tatsache, die Geschichte an sich, zu erreichen; ohne sie jedoch vorauszusetzen und auf sie hin zu denken, kommen wir wiederum nicht zu historischer Erkenntnis;

2. für den Charakter der Aussagen, in denen die Ergebnisse der historischen Erkenntnisarbeit formuliert werden: Historische Urteile sind nur als hypothetische Aussagen möglich. Man kann nicht sagen, wie es *eigentlich* gewesen ist, sondern nur, wie es gewesen sein könnte. Geschichte wird, strenggenommen, im Konjunktiv geschrieben;

3. für das wissenschaftliche Verfahren, das zu historischer Erkenntnis führt. Die beiden Wege «Erklären» und «Verstehen», die sich Ende des 19. Jahrhunderts trennten, können jetzt in ein Erkenntnisverfahren zusammengeführt werden. Ist die Geschichtswissenschaft keine empirische Wissenschaft im Sinne des historisch-positivistischen Gegenstandsverständnisses, sondern eine Reflexionswissenschaft, dann sind «Verstehen» und «Erklären» als Erkenntnismittel unserer Reflexion in gleicher Weise einzusetzen. Der Mensch will die Probleme, die er mit sich, seiner Gegenwart und der Geschichte hat, verstehen und erklären. Walter Benjamin schrieb: «Der Gegenstand, wie alles Wirkliche, liegt im Reflexionsmedium»³⁰. Wir haben das nur für den Umgang mit Geschichte, mit dem, was nicht mehr wirklich ist, behauptet.

Die Geschichtswissenschaft hat keinen Gegenstand, sie hat nur Probleme. Ihre Wissenschaftlichkeit zeigt sich im sachgemäßen, selbstkritisch reflektierten Umgang mit Geschichte als den Problemen, die zwischen demjenigen, der zu historischer Erkenntnis gelangen will, und demjenigen, das erkannt werden soll, immer wieder aufs neue entstehen. Je vernünftiger, auf ständige Verbesserung des Erkenntnisverfahrens ausgerichtet, mit diesen Problemen umgegangen wird, desto mehr un-

terscheidet sich diese Beschäftigung mit Geschichte vom allgemeinen Umgang mit der Vergangenheit: naiv, unmittelbar und unkontrolliert hier, distanziert, kritisch und methodisch rational durchgestaltet da. Gemeinsam in beidem ist der Charakter existentieller Betroffenheit.

Anmerkungen

- 1 Benedetto Croce: Die Geschichte auf den allgemeinen Begriff der Kunst gebracht. Hamburg 1984; Jacob Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen. Stuttgart 1955, S. 83.
- 2 Friedrich Meinecke: Zur Theorie und Philosophie in der Geschichte. Stuttgart 1959, S. 90 u. S. 64f.
- 3 Paul Veyne: Geschichtsschreibung. Und was sie nicht ist. Frankfurt/M. 1990, S. 10.
- 4 Hayden White: Der historische Text als literarisches Kunstwerk. In: Ders.: Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Stuttgart 1986, S. 110.
- 5 Hayden White: Die Last der Geschichte. In: Ders.: Auch Klio dichtet, S. 37 u. 38.
- 6 Johann Gustav Droysen: Historik, S. 325.
- 7 Jacob Burckhardt: Gesamtausgabe, Bd. VII. Hg. von Emil Dürr u. a. Stuttgart/Berlin/Leipzig 1929-1934, S. 6; vgl. Wolfgang Hardtwig: Geschichtsschreibung zwischen Alteuropa und moderner Welt. Jacob Burckhardt in seiner Zeit. Göttingen 1974, S. 48.
- 8 Friedrich Nietzsche: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, S. 280.
- 9 Johann Gustav Droysen: Texte zur Geschichtstheorie. Göttingen 1972, S. 79.
- 10 Georg G. Iggers: Deutsche Geschichtswissenschaft, S. 87.
- 11 Jacob Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen, S. 17.
- 12 Karl-Georg Faber: Theorie der Geschichtswissenschaft, S. 23.
- 13 Johann Gustav Droysen: Historik, S. 325.
- 14 Johann Gustav Droysen: Texte zur Geschichtstheorie, S. 82.
- 15 Johann Gustav Droysen: Texte zur Geschichtstheorie, S. 83.
- 16 Ebd., S. 83.
- 17 Johann Gustav Droysen: Historik, S. 327.
- 18 Edward Carr: Was ist Geschichte?, S. 7-30.
- 19 Ebd., S. 21.
- 20 Ebd., S. 31.
- 21 R. G. Collingwood: Philosophie der Geschichte. Stuttgart 1955, S. 294-329.
- 22 Raymond Aron: Introduction à la philosophie de l'histoire: Essais sur les limites de l'objectivité historique. 16. Aufl. Paris 1957, S. 120 («Auflösung des Gegenstandes»).
- 23 Paul Ricœur: Zeit und Erzählung. Bd. 1. München 1988, S. 145.
- 24 Hans-Georg Gadamer: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen 1960, S. 268f.
- 25 Otto Vossler: Geschichte als Sinn. Frankfurt/M. 1983, S. 10f.
- 26 Ebd., S. 28.

27 Ebd., S. 30.

28 Henri-Irénée Marrou: Über die historische Erkenntnis. Freiburg/München 1973.

29 Ebd., S. 76.

30 Walter Benjamin: Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik. Gesammelte Schriften I, 1. Frankfurt/M. 1978, S. 54.

7. Fakten und Fiktionen

Die Geschichtswissenschaft hat keinen Gegenstand, sondern nur Probleme. Unter «Gegenstand» wurde eine Tatsache in positivistischem Sinn verstanden, die außerhalb des Bewußtseins gegeben ist und uns gegenübersteht. Eine solche Tatsache kennt die Geschichtswissenschaft nicht, deshalb ist sie auch keine empirische Wissenschaft. Alfred Heuß hat das so ausgedrückt: Natürlich hat die Geschichtswissenschaft einen «Gegenstand», wie jede andere Wissenschaft auch, aber eben einen Gegenstand, der in der «Einbildungskraft des Menschen» existiert.¹ So gesehen können wir durchaus von einem «Gegenstand» der Geschichtswissenschaft sprechen. Mancher wird sogar erleichtert sein, sich nicht einer Wissenschaft zuwenden zu müssen, die als «gegenstandslos» zu gelten hat. Doch nicht überspielen dürfen wir, daß dieser «Gegenstand» nur in einem uneigentlichen, höchst problematischen Zustand existiert. Probleme sind nicht so eindeutig wie Tatsachen, die feststehen. Probleme verändern sich, verflüchtigen sich, türmen sich immer wieder neu auf, sie beschäftigen uns, nehmen uns mit und wollen gelöst werden. Gleichzeitig geben sie uns zu erkennen, daß sie sich nur selten erledigen lassen. Weniger der Gegenstand, wie man ihn früher meinte, sondern mehr, daß Geschichte uns zum Problem geworden ist, macht aus der Geschichtswissenschaft eine lebendige und aktuelle Wissenschaft: In ihr kommt es zur Erkenntnis durch Forschung. Auf diesem Weg kommen uns nicht nur neue Tatsachen zu Gesicht, eröffnen sich nicht nur neue Möglichkeiten, Tatsachen zu sichern, sondern stellen sich vor allem und zuerst auch immer wieder neue Probleme, die auf eine Lösung warten. Sie bestimmen den Gang der Forschung, geben ihm Richtung und Inhalt. Noch einmal: Nicht vergessen dürfen wir, daß der «Gegenstand» auch in der Gestalt des Problems (oder gerade in dieser Gestalt) nur im Bewußtsein bzw. in der «Einbildungskraft» existiert, also ohne sie kein Gegenstand vorhanden ist – nichts ist für den Historiker mehr außerhalb des Bewußtseins da. Was das Bewußtsein nicht erreicht und was von ihm nicht wachgehalten wird, kann nicht erforscht werden. Es bleibt verschollen.

Faktizität

Trotzdem hat Otto Vossler die Geschichtswissenschaft nicht zum Tummelplatz subjektiv vagabundierender Phantasie erklärt. Er hat zwischen der Reaktion auf historische Quellen bzw. Dokumente des Vergangenen und der freien Erfindung von Tatsachen unterschieden, zwischen Dichtung und Wahrheit, mit anderen Worten: zwischen Kunst und Wissenschaft – und das, obwohl er den «Gegenstand» im Sinne positivistischer Tatsachen aufgelöst und zu einem Geschöpf der Historiker erklärt hatte.² Offensichtlich geht Vossler von einem Kern an Tatsächlichkeit aus, der sich gegen eine Auflösung des «Gegenstands» in ein Gebilde der Phantasie, eine Fiktion, resistent erweist. Dieser Kern ist das «Daß» eines Geschehens, nicht das «Was» und nicht das «Wie»: daß sich etwas ereignet hat. Das wirft die Frage auf: Gibt es also doch so etwas wie das *nudum factum* für den Historiker? Keineswegs, denn das «Daß» gibt noch nichts von dem preis, was der Historiker wissen und aussagen will. Die «historische» Tatsache ist mehr und anderes als die schiere Faktizität. Ein Beispiel aus der Archäologie: Nicht eigentlich wichtig ist, daß eine Scherbe oder ein behauener Stein gefunden wurde, sondern wie alt diese Scherbe ist und wozu sie gehört: zu einer Urne oder zu einem Gefäß. Erst das macht die Scherbe zu einer *historischen* Tatsache – und darin steckt viel Deutung, Erwägung und Hypothese. Für sich ist die Scherbe nur Abfall, bestimmt und gedeutet wird sie zu einer aussagekräftigen historischen Tatsache. Allerdings kann sie nur gedeutet und datiert werden, wenn sie tatsächlich vorhanden ist. Bei der Resistenz, von der gesprochen wurde, geht es zunächst nur um die schiere Faktizität eines Ereignisses: eine Faktizität, die vorausgesetzt werden muß, wenn überhaupt etwas erkannt werden soll. Es kann also nicht nichts geschehen sein.

Tatsache und Zusammenhang

So ganz formlos, amorph und ohne bestimmten Inhalt, wie der Anschein bisher erweckt wurde, ist die Geschichte doch nicht. Es gibt über die bloße Faktizität hinaus auch so etwas wie die Festigkeit der Geschichte, wodurch die Deutung nicht subjektiver Willkür ausgesetzt ist.

Geschichte wird erkannt und wiedererkannt, und das wäre nicht der Fall, wenn jeder *nur* von seinen Problemen mit Vergangenen spräche. Wenn einer von alten Zeiten spricht, fällt ein anderer ein und bestätigt: So war es. Über das Vergangene herrscht offensichtlich ein gewisses Maß an Einvernehmen. Das liegt zunächst daran, daß es eine kollektive Erin-

nerung an eine Chronologie gibt. Man weiß, was vorher war und was danach kam. In tiefe Verwirrung müßten wir stürzen, wenn diese Chronologie umgestellt würde. Wir wüßten nicht mehr, wer wir sind, wenn die Reformation sich nach der Französischen Revolution ereignet hätte oder der niederländische Befreiungskrieg vor der Reformation in Deutschland. Die Chronologie muß stimmen, meinen wir, damit unsere eigene Orientierung in dieser Welt einen festen Halt erhält.

Doch stimmt die Chronologie tatsächlich immer? Haben sich in die kollektiv erinnerte und aufbewahrte Ereignisfolge nicht Ereignisse eingeschlichen, die nie existierten? Wie schnell löst sich das eine oder andere Ereignis auf, sobald die zersetzende Kraft der historischen Kritik an ihm arbeitet! So wissen wir beispielsweise, daß die «Konstantinische Schenkung», die Übergabe der Herrschaftsrechte des Römischen Kaisers an den Papst zu Rom, nie stattgefunden hat und das Dokument, das davon berichtet und als Legitimationsurkunde für die Vorherrschaft des Papstes über den Kaiser im Mittelalter galt, eine Fälschung war. Was bedeutet das für unsere Frage nach der Festigkeit der Geschichte, die einem willkürlichen Umgang mit Geschichte gegensteuert? Selbst wenn ein wichtiges Ereignis aus der Chronologie verschwindet, bleibt die Erinnerung an dieses Ereignis doch im Gespräch: als ein bestrittenes Ereignis. Was bleibt, ist die Erinnerung an ein Beziehungsgeflecht bzw. an Zusammenhänge, in denen dieses Ereignis lokalisiert war.

Wichtig für den Eindruck, der von der Festigkeit der Geschichte entsteht, ist die Überlieferung von Geschehenem. Überlieferung ist der Weg, auf dem die Nachricht von Geschehenem weitergegeben wird und uns heute erreicht. «Weg» ist noch nicht korrekt gesagt, denn er legt die Vorstellung nahe, als ob eine Kutsche irgendwann und irgendwo einmal abgefahren ist und jetzt anderswo ankommt. Was ankommt, ist jedoch meistens übel zugerichtet. Die Räder wackeln, die Achsen sind gebrochen, die Deichsel gespalten, der Kutscherbock sitzt schief, alles ist maßlos überladen, manches Mal ist es sogar keine Kutsche mehr, sondern ein schütteres Wägelchen, das weiterzieht. Unzählige Male sind die Pferde gewechselt worden, und im Wagen sitzen nicht mehr die «Herrschaften», die einst aufgebrochen waren, sondern übermüdete, zerzaute, vielleicht sogar heruntergekommene Gestalten. So fährt «irgendwas» und «irgendwer» in die Gegenwart ein. Die Spuren der Überlieferungsgeschichte hängen am Überlieferten und verändern es – manches Mal bis zur Unkenntlichkeit.

Es kann aber auch umgekehrt sein. Um im Bild zu bleiben: Auf den Weg der Geschichte machte sich ein klappernder Karren, und ein fescher Geländewagen kommt an. Die Nachricht vom Aufstand der Bauern 1525

wurde jahrhundertlang beispielsweise als Kunde von einer Zusammenrottung mordgieriger Landleute gegen ihre Herren überliefert. Jetzt präsentiert sich dieser Aufstand als eine «frühbürgerliche Revolution», als Begründung sozialistischer Staatstradition, oder als eine revolutionäre Bewegung des «gemeinen Mannes», die den deutschen Territorien beinahe schweizerische, republikanische Verhältnisse beschert und das lange Warten auf demokratisch-republikanische Verhältnisse erspart hätte. Der Überlieferungsprozeß ist nicht nur der Weg, auf dem uns eine historische Nachricht erreicht, sondern auch der Inhalt, den eine Nachricht im Laufe der Zeit annimmt. In der Überlieferung wird das historische Ereignis, von dem berichtet wird, gefestigt. Es ist also nicht das vergangene Ereignis selbst, das Festigkeit aufweist, es ist vielmehr der Überlieferungsweg, der ihm allmählich diese Festigkeit verleiht und vor der Beliebigkeit seiner Ausdeutung bewahrt.

Die Reflexe, die von einem Ereignis ausgehen, schlagen sich in zeitgenössischen Quellen nieder; sie wirken sich aber ebenso in der Aufnahme, Weitergabe und nachfolgenden Verarbeitung dieser Quellen aus. Das ist der Grund, warum Geschichte nicht allein aus den Quellen heraus geschrieben werden kann. Wir müssen beides tun: uns mit der Überlieferung auseinandersetzen (nicht nur im Sinne der Quellenkritik, sondern auch der Deutungskritik) und die Quellen bearbeiten. Ohne Überlieferungskritik ist Quellenkritik und Quellenarbeit überhaupt nicht möglich. Für unsere Frage, was gibt der Geschichte Festigkeit, so daß sie nicht zum Spielball subjektiver Problematisierung wird, kommt dabei folgendes heraus: Der Blick auf das historische Ereignis wird entscheidend von der Überlieferung, dem Gang der Überlieferung, die uns erreicht und uns auf diese Weise auch einbezieht, gelenkt. In solchen Überlieferungszusammenhängen stehen, denken und schreiben wir. Sie sind uns vorgegeben – wenn auch nicht außerhalb unserer Einbildungskraft. Im Überlieferungszusammenhang (und nicht außerhalb dieses Zusammenhangs) verständigen wir uns über die Geschichte; er verleiht der Geschichte Festigkeit. Genau betrachtet ist das jedoch nur eine relative Festigkeit; denn der Anteil dessen, was dem historischen Ereignis im Überlieferungsgeschehen nachträglich hinzugefügt wird, was es bedeutet und wie es am Ende gesehen werden soll, ist recht groß.

Jetzt wenden wir uns noch einmal jenem Bereich zu, in dem der Historiker seine volle Kreativität entfaltet. Wichtiger als die «Fakten» sind die Zusammenhänge, in denen sie entstanden.

Die historischen Tatsachen sind nur annähernd genau zu bestimmen und zu beschreiben, wenn sie in Zusammenhänge eingeordnet und aus den Zusammenhängen heraus erfaßt werden. Daß Martin Luther im An-

schluß an die über ihn ausgesprochene Reichsacht auf dem Reichstag zu Worms 1521 überfallen und auf die Wartburg verschleppt wurde, ist kein besonderes Ereignis. Er war nicht der erste Kleriker, dem Gewalt angetan wurde. Daß die Verschleppung Luthers aber etwas darüber aussagt, wer über die Macht im Reich tatsächlich verfügte, ist etwas höchst Bedeutsames, nämlich nicht der Papst, der den Bann erlassen, und nicht der Kaiser, der die Reichsacht über den Wittenberger Augustinermönch ausgesprochen hatte, sondern die Fürsten und Landesherren, die ein Interesse daran hatten, mit Hilfe der «Luther-Sache» ihren landesherrlichen Obrigkeitsbereich zu stärken. Sie nahmen Luther in «Schutzhaft». Erst vom Zusammenhang her, in dem ein Ereignis steht, kommt es zur Sprache und wird es zu einer «historischen Tatsache». Die Zusammenhänge ihrerseits sind sozusagen die «Räume», in die die Tatsachen eingebunden sind, die aber auch zwischen den Tatsachen bestehen: Von Tatsache zu Tatsache spannt sich der Zusammenhang, allerdings nicht ein objektiv festgelegter, sondern ein Zusammenhang, der vom Betrachter hergestellt wird: von Tatsache zu Tatsache.

Nun ist es aber so, daß die Tatsachen recht unzureichend und lückenhaft überliefert sind. Von einer Tatsache, die wir kennen, zur anderen Tatsache, die dokumentiert ist, wird jetzt ein Zusammenhang hergestellt. Aber wäre noch eine dritte Tatsache bekannt, müßte der Zusammenhang möglicherweise ganz anders dargestellt werden, als er jetzt beschrieben wird. So müssen wir sagen, daß es sich bei den Zusammenhängen nicht um Phänomene handelt, die von Tatsachen konstituiert, bestimmt und regiert werden nach dem Motto: je dichter die Tatsachenkette, desto eindeutiger der Zusammenhang, sondern daß es sich um Konstruktionen handelt, die Tatsachen miteinander verbinden und zur Sprache bringen. Diese Zusammenhänge werden im Überlieferungsgang der Geschichte hergestellt oder von der Geschichtsschreibung geschaffen. Die Geschichtswissenschaft ist genötigt, ihre Quellen zu befragen, um auf Ereignisse zu stoßen. Sie muß diese Ereignisse aber auch in Zusammenhänge einbinden, die sich aus diesen Quellen allein nicht erschließen lassen. Andere Quellen müssen herangezogen werden, vieles muß phantasievoll ergänzt, erahnt, kurzum, die Zusammenhänge müssen konstruiert werden. Ohne diese konstruktive Arbeit, ohne den hohen Anteil an historiographischer Kreativität, kommt Geschichte nicht zur Darstellung.

Eine kleine Beobachtung gibt zu denken: In einem Lehrbuch der Physik steht, daß der Siedepunkt des Wassers bei 60 Grad Celsius erreicht ist. Doch diese Mitteilung ist falsch, die Sätze, die daraus folgen, sind unbrauchbar. Die wissenschaftliche Qualität des ganzen Lehrbuchs gerät in

Zweifel – vorausgesetzt, es handelt sich bei der erwähnten Mitteilung um keinen Druckfehler. Wenn in einem Geschichtsbuch stünde, daß Martin Luther sein blutrünstiges Pamphlet gegen die mörderischen Rotten der Bauern auf der Wartburg geschrieben habe und die Bauern noch lange unter der von Luther religiös legitimierten Bestrafungspolitik der Landesherren gelitten hätten, wäre dieser Satz ebenfalls falsch. Der Wartburgaufenthalt war bereits im Frühjahr 1522 beendet, und der Bauernkrieg brach erst im Frühjahr 1525 aus. Dieser Satz ist zwar falsch, weil die Chronologie der Ereignisse nicht stimmt, aber in der Sache gibt er den Zusammenhang zwischen Luther, den Bauern und den Landesherren korrekt wieder. Überspitzt formuliert ist das der Unterschied zwischen Physik und Geschichte: Wenn die Fakten nicht stimmen, dann stimmen auch die Zusammenhänge nicht (Physik); die Chronologie der Fakten kann falsch sein, und trotzdem stimmen die Aussagen über die Zusammenhänge (Geschichte). Das heißt: Die Solidität eines Textes hängt nicht in erster Linie davon ab, ob das eine oder andere Faktum auch korrekt wiedergegeben wurde, sondern ebenso, wenn nicht sogar noch mehr von den Zusammenhängen, die zwischen den Fakten hergestellt werden.

Wenn wir uns die Auseinandersetzungen ansehen, die unter Historikern geführt werden, merken wir bald, daß nicht die historischen «Tatsachen» im Mittelpunkt dieser Auseinandersetzungen stehen, sondern die Zusammenhänge, in denen sie aufgespürt und aus denen heraus sie dargestellt und beurteilt werden. Die Zusammenhänge, die wir beschreiben, sind es, die kritisiert, zurechtgerückt und bestritten werden. Aufgrund der Zusammenhänge bildet man ein Urteil darüber, ob eine historische Darstellung gut oder schlecht, richtig oder falsch ist. Die Zusammenhänge liegen nicht auf der Hand, sie werden gesucht, gefunden und begründet. Sie sind Teil der historischen Tatsache, aber der «unsichtbare Teil jeder historischen Tatsache»³. Wilhelm von Humboldt sprach von der hinter den Tatsachen liegenden Idee, die sich in einer Tatsache, einem Ereignis, einem Individuum ihre historische Gestalt sucht. Es ging ihm um den Zusammenhang zwischen Erscheinung und Idee bzw. um den Zusammenhang der Idee, aus dem heraus die eine oder andere Idee ihre konkrete Erscheinung findet. Wir sprechen nicht mehr von einer ideellen Zusammenhänge erahnenden Tätigkeit, sondern von der die Tatsachen untereinander verknüpfenden Denktätigkeit des Historikers. Die Beschreibung der historischen Zusammenhänge geht vor allem auf die Kreativität dessen zurück, der mit Geschichte umgeht.

Ähnlich hatte sich Gerhard Ritter geäußert: «Man verkennt aber auch, wie mir scheint, die Tatsache, daß «historische Methode» als solche kaum mehr ist als eine Anwendung von Regeln des gesunden Menschenver-

standes auf die Quellen, während höhere Geschichtsschreibung doch erst jenseits der Selbstverständlichkeiten beginnt: nicht als Nacherzählen und Nachprüfen von Quellen, sondern als Schau und Schöpfung sinnhafter Zusammenhänge – was nur aus der grenzenlosen Fülle des lebendigen Geistes geschehen kann. Der wahre Historiker ist immer auch so etwas wie ein philosophischer Kopf.»⁴ Am philosophischen Kopf, an seiner Kreativität, entscheidet sich die Güte einer historischen Darstellung.

Fakten und Fiktionen

An diesen Punkten wird deutlich, wie stark wir uns von den «Fakten» auf die «Fiktionen» hinbewegen, womit das Aufspüren und Beschreiben von Zusammenhängen gemeint ist, in denen die Fakten stehen und ihre Bedeutung erlangen. Der Kreativität ist ein weites Feld geöffnet. Damit weitet sich ein Horizont, vor dem historisch-wissenschaftliche und schriftstellerisch-fiktionale Arbeit sehr eng zusammenrücken: Kunst und Wissenschaft. Darauf hatte bereits Wilhelm von Humboldt aufmerksam gemacht. «Die Ereignisse der Geschichte liegen noch viel weniger als die Erscheinungen der Sinneswelt, so offen da, daß man sie rein abzulesen vermöchte, ihr Verständnis ist nur das weitere vereinte Erzeugnis ihrer Beschaffenheit und des Sinnes, den der Betrachter hinzubringt, und wie bei der Kunst, läßt sich auch bei ihnen nicht alles durch bloße Verstandesoperationen eines aus dem andern logisch herleiten, und in Begriffe zerlegen; man faßt das Rechte, das Feine, das Verborgene nur auf, weil der Geist richtig, es aufzufassen, gestimmt ist.» Weiter: Alles wird verzerrt, wenn man sich «nicht strenge Rechenschaft von ihrem inneren Zusammenhänge giebt...»⁵ Dieser innere Zusammenhang zielt auf die hinter den Ereignissen liegenden Ideen ab, aber er wird aus den Ereignissen heraus erahnt. Insofern wird er der Geschichte nicht als «eine fremde Zugabe» geliehen, wie Humboldt es der aufklärerischen Geschichtsphilosophie vorwirft. Vom Ansatz her läßt Humboldt keinen Unterschied zwischen historischer und dichterischer Erkenntnis zu. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß der Dichter «nur die flüchtige Erscheinung von der Wirklichkeit» abstreift, «um sich aller Wirklichkeit zu entschwingen»; der Historiker sucht indessen nur diese Wirklichkeit und «muß sich in sie vertiefen»⁶.

Wir meinen es nicht wie Wilhelm von Humboldt, *stricte dictu* können wir auch nicht von einer «historischen Wirklichkeit» sprechen, uns fehlt der idealistische Hintergrund, daß die Idee nämlich zur Wirklichkeit drängt, ohne schon in der oder aus der Wirklichkeit entspringen zu sein.

Aber wir kommen zu einem ähnlichen Ergebnis, Kunst und Geschichtswissenschaft enger miteinander zu verknüpfen, als es manchen Vertretern der Geschichtswissenschaft lieb sein wird, und wir nähern uns den Gedanken, die Hayden White in letzter Zeit vorgetragen hat. «Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen» hat er eine Sammlung von geschichtstheoretischen Aufsätzen überschrieben.⁷ Klio ist die Muse der Geschichtsschreiber und nicht der Dichter, doch: «auch Klio dichtet». Damit will White sagen, daß die Art und Weise, wie Dichter und Schriftsteller die Wirklichkeit erkennen und darstellen, nicht so grundverschieden von der Art und Weise ist, wie Historiker mit Geschichte umgehen, Geschichte erzählen, um sie zu erklären. Darauf wird in dem Abschnitt über die «Erzählung» im 11. Kapitel genauer eingegangen werden, hier nur soviel: Hayden White weist darauf hin, daß ein und dieselbe Ereignisreihe ganz unterschiedlich erzählt und der Wahrheitsgehalt des Sinns, zu dem die Ereignisse verknüpft werden, sich nicht durch die Berufung auf die Quellen oder die Fakten selbst, wie das traditionellerweise geschieht, erwiesen werden kann. Jede Erzählung verleiht den Ereignissen eine Form, die ihnen selber nicht inhärent ist, aber vermittelt, was sie bedeuten.

Damit nähert White sich einer Position, die bereits der französische Literaturtheoretiker Roland Barthes vertrat. Er hatte in seinem berühmten Aufsatz über den historischen Diskurs an ein Wort Nietzsches erinnert: «Es gibt keine Tatsache an sich. Man muß stets erst einen Sinn einführen, damit eine Tatsache statthaben kann.»⁸ So wären die chronologisch bezeugten Fakten nicht bereits eine Größe, die noch unabhängig von der sinngebenden Geschichtserzählung existierte, eine dem Erzählverfahren vorausliegende Größe, die es dann erzählend zu verknüpfen gälte, sondern die Fakten (nicht nur ihre Bedeutung) erweisen sich als solche für den Historiker erst im Erzählvorgang selber. Historische Fakten sind stets schon gedeutete Fakten. Man muß Zusammenhänge kennen, um in ihnen Fakten bestimmen zu können, und Zusammenhänge entstehen, indem Fakten miteinander verknüpft werden. «Das Faktum ist immer nur linguistisch existent (als Terminus eines Diskurses), und doch spielt sich alles so ab, als wäre seine Existenz lediglich die einfache und genaue «Kopie» der anderen Existenz, die in einem extrastrukturellen Bereich liegt, dem «Realen». Diese Art des Diskurses ist zweifellos die einzige, bei der das Bezugsobjekt als etwas außerhalb des Diskurses Liegendes aufgefaßt wird, ohne daß es indessen je möglich gewesen wäre, es außerhalb des Diskurses in den Griff zu bekommen. Man muß sich also mit aller Genauigkeit fragen, welches der Platz des «Realen» in der Struktur des Diskurses ist.»⁹

Bei Barthes sieht es so aus, als ob sich das Reale der Erkenntnis entzieht. Wirklichkeit ist nur der Text. So weit ist White nicht gegangen. Er meint nicht, daß das fiktionale Element das Faktische aus der Arbeit des Historikers verdrängt, sondern lediglich eine Rolle dabei spielt, das Vergangene, das ja einst wirklich existiert hat, erkennbar zu machen: in einem komplizierten Prozeß der Präfiguration der tatsächlichen Ereignisse durch die tropologischen Mittel der Sprache und ihre Überleitung in einen erklärenden Erzählzusammenhang, ihre figurative Deutung.

Fiktionen haben etwas mit Phantasie und Einbildungskraft zu tun, wie sie Künstlern zu Gebote stehen. Darauf kann auch im historischen Erkenntnisprozeß nicht verzichtet werden, mehr noch, darauf ist, wie Hayden White an großen Geschichtsdarstellungen aus dem letzten Jahrhundert gezeigt hat, auch niemals wirklich verzichtet worden. Allerdings gilt es, sich vor einer idealistischen Auffassung von historischer Arbeit zu hüten, als sei es der Vorstellungskraft und dem Denkvermögen des Historikers allein möglich, geschichtliche «Wirklichkeit» überhaupt erst zu erschaffen. Das würde nämlich die Spannung zwischen den *res gestae* und der *historia rerum gestarum* auflösen. Eine Phantasie, die diese Spannung aushält, ist disziplinierte Phantasie: eine geschichtswissenschaftlich notwendige Erkenntnis kraft. Sie ist das in dreifacher Weise: Erstens füllt sie die Lücken aus, die im Quellenmaterial, das von Vergangenen Zeugnis ablegt, vorhanden sind; zweitens trägt sie dem Umstand Rechnung, daß uns Geschichte nicht als eine gegenständliche «Wirklichkeit» zugänglich ist, sondern nur als Beziehung zwischen Vergangenen und Gegenwärtigem, zwischen dem Fremden und dem Eigenen, dem Komplexen und dem nur partiell Wahrnehmbaren; und drittens weist sie darauf hin, daß sie mit der Form der Erzählung ein Mittel schafft, dem Zeitenwechsel von der Gegenwart zur Vergangenheit, der sozusagen den Aggregatzustand von Menschen und Dingen verändert bzw. einen Wirklichkeitsverlust bewirkt, einen angemessenen Ausdruck zu verleihen.

Friedrich Meinecke hat einer kleinen Sammlung ausgewählter Aufsätze den Titel gegeben «Schaffender Spiegel». Damit wollte er zum Ausdruck bringen, daß der Historiker die Vergangenheit nicht nur mechanisch widerspiegelt, sondern einen eigenen schöpferischen Impuls in die Abspiegelung des Vergangenen einbringt, «Subjektives und Objektives in sich so (zu) verschmelzen, daß das dadurch gewonnene Geschichtsbild die Vergangenheit, soweit sie zu erfassen ist, getreu und ehrlich wiedergibt und dabei doch ganz durchblutet bleibt von der schöpferischen Individualität des Forschers»¹⁰. «Schaffender Spiegel» ist eine dunkle Metapher aus Goethes Faust und soll wohl das Geheimnisvolle, gleichsam Magische historischer Arbeit zum Ausdruck bringen. Es ist aber wohl doch

eine verunglückte Metapher. Ein Spiegel schafft nicht, sondern bildet nur ab. Ein Spiegel kann verzerren oder verzaubern, doch Subjektives und Objektives durchdringen sich intensiver, als diese Metapher auszudrücken vermag. Außerdem setzt dieses Bild etwas voraus, was der Historiker nicht hat: einen Gegenstand, denn nur ein Gegenstand kann gespiegelt werden. Und doch hat Meinecke mit dieser Metapher etwas zum Ausdruck gebracht, was auch hier gesagt werden sollte: Obwohl die Geschichte amorph ist, enthält sie etwas, das sich gegen die totale Auflösung resistent erweist und sich selber davor bewahrt, zum Spielball unserer Willkür zu werden, das aber nicht, indem die Alternative Fakten oder Fiktionen aufrechterhalten, sondern indem der Zusammenhang zwischen Fakten und Fiktionen erkannt wird.

Das ist eine anspruchsvolle Aufgabe. Wir müssen das fiktive Element des Erzählens einsetzen, um die Wahrheit der historischen Fakten zu erschließen und zur Sprache zu bringen – nicht in einem endgültigen Urteil, sondern stets im Streit und Widerstreit der Argumente.

So behauptet sich Vergangenheit als ein Repertoire, aus dem wir schöpfen, sobald es gilt, die Probleme zu bewältigen, die uns täglich zuwachsen. Daß uns dabei auch dieses Repertoire selber zum Problem werden kann, seine Nähe genauso wie seine Ferne, seine faszinierenden Angebote, sich mit ihnen zu identifizieren, genauso wie seine abweisende Undurchdringlichkeit, macht die Geschichtswissenschaft zu einer schwierigen Disziplin.

Anmerkungen

- 1 Alfred Heuß: Verlust der Geschichte, S. 12.
- 2 Otto Vossler: Geschichte als Sinn, S. 18.
- 3 Wilhelm von Humboldt: Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers. Gesammelte Schriften Bd. I, S. 586.
- 4 Gerhard Ritter: Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgabe deutscher Geschichtswissenschaft. In: Historische Zeitschrift 170 (1950), 22.
- 5 Wilhelm von Humboldt: Aufgabe, S. 595.
- 6 Ebd., S. 594.
- 7 Hayden White: Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Stuttgart 1986.
- 8 Roland Barthes: Historie und ihr Diskurs. In: Alternative 11 (1968), 179.
- 9 Ebd., S. 179.
- 10 Friedrich Meinecke: Schaffender Spiegel. Stuttgart 1948, S. 7.

8. Historische Hermeneutik – Verstehen

«Verstehen» und «Erklären» sind zwei Verben, die Wege beschreiben, auf denen wir zu Erkenntnissen gelangen. «Verstehen» bezieht sich gewöhnlich auf den Bereich des Menschlichen, Individuellen, Singulären, Emotionalen, auf Sinnhaftes und Sinnträger, «Erklären» auf den Bereich der Dinge, der Sachen und Sachverhalte, des Gesetzmäßigen, Notwendigen und Allgemeinen. «Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir», meinte Wilhelm Dilthey, der um die Jahrhundertwende eine scharfe Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften am Leitfaden von «Erklären» und «Verstehen» vorgenommen und begründet hatte.¹ Verstehen befriedigt das Bedürfnis nach ganzheitlicher Deutung, Erklären nach zergliedernder Analyse. Beide Wege, auf denen wir zu Erkenntnissen gelangen, werden zunächst auch im alltäglichen Leben beschritten. Ohne Mitmenschen zu verstehen, könnten wir unser Leben kaum in sinnvoller Weise gestalten; und ohne uns die natürlichen Vorgänge in uns und um uns zu erklären, könnten wir uns kaum am Leben erhalten.

Wir trennen zwar die Anwendungsbereiche von Verstehen und Erklären, aber nicht so prinzipiell, daß beide sich gegenseitig ausschließen: als ob man entweder etwas nur verstehen oder nur erklären könne. Oft ist beides vonnöten. Wir müssen die Motive eines Menschen beispielsweise verstehen, um uns sein Handeln auch erklären zu können, wie wir uns umgekehrt etwas erklären müssen, um es anschließend auch verstehen zu können. Beides gehört zusammen.

Zum Verstehen allgemein

Was geschieht eigentlich im Verfahren, das wir «Verstehen» nennen? Grob gesagt: Es wird die Kluft zwischen mir und einem anderen, der mir fremd ist, überwunden. Habe ich ihn verstanden, weiß ich etwas von ihm. Ich weiß, was er will, ich weiß, welchen Sinn er seinen Handlungen gibt, wie er sein Leben angelegt hat. Ich erfahre auch, wie er mich sieht.

Wie kommt dieses «Verstehen» zustande? In der Regel weiß ich schon etwas von demjenigen, den ich verstehen will oder verstehen muß. Ich habe etwas von ihm gehört, weiß, woher er kommt, sehe seine Gestalt, die etwas ausdrückt, seine Physiognomie, die anspricht oder abstößt. Ich

habe ein Vorverständnis, man kann auch sagen, ein Vorurteil. Auf diese Weise vorbereitet, komme ich mit demjenigen, den ich verstehen will, ins Gespräch, oder ich bewege mich in seiner Nähe und beobachte ihn. Zum Verständnis eines anderen gelangen wir über das Gespräch oder über teilnehmende Beobachtung. Letzteres schließt viel ein: Begegnung, Lebenszusammenhänge, Lektüre usw. Das Vorverständnis hilft uns, gewisse Züge am anderen zu erkennen und deutlicher, als bisher geschehen, hervortreten zu lassen. Das Vorurteil wird bestätigt, und das Vorverständnis wird angereichert und vertieft. Gelegentlich merken wir auch, daß das Vorurteil überhaupt nicht bestätigt wird. Wir glauben, wir verstünden den anderen. Doch er verhält sich so, daß es nicht in unser Bild von ihm paßt. Unser Erkenntnisvermögen stößt auf Widerstände; wir müssen umlernen und uns nun erst recht um ihn bemühen. Nach und nach wächst neues Verständnis: Aus dem Vorurteil wird ein Urteil. Später, so kann es sich ergeben, stellen wir fest, daß das Urteil nicht mehr stimmt und nun seinerseits zu einem Vorurteil wird, das uns auffordert, allmählich wieder zu einem neuen Urteil zu finden – und so weiter und so fort. Das Verstehen ist ein Prozeß, in dem wir nicht auslernen.

In dem Zirkel von Vorurteil und Urteil befinden sich beide: derjenige, der verstanden werden soll, und derjenige, der versteht. Das Urteil, das wir gewonnen haben, verwandelt sich nicht nur zu einem Vorurteil, weil der zu Verstehende sich verändert oder Tiefen offenbart, die vorher nicht sichtbar waren. Das Urteil wird auch zum neuen Vorurteil, weil der Verstehende sich verändert: Er nimmt auch einen neuen Standpunkt ein. Er verändert sich selber unter dem Eindruck dessen, was er bisher verstanden hat. Mit anderen Worten: Der Prozeß des Verstehens wird zu einem Kommunikationsprozeß, der Verstehensprozeß zu einem Verständigungsprozeß, der interpersonale Zusammenhang, in dem verstanden wird, zu einem Kommunikationszusammenhang. Allerdings ist das kein feststehender, unbeweglicher (und deshalb leicht zu beobachtender und zu verstehender Zusammenhang), sondern ein beweglicher, schwer zu verstehender Zusammenhang. Es geht dabei also nicht nur darum, den anderen zu verstehen, sondern auch sich selber und den ganzen Zusammenhang, in dem Verstehender und Zuverstehender einander begegnen. Das ist kein Zusammenhang, der unabhängig von beiden, für sich gleichsam, verstanden werden könnte, sondern ein Zusammenhang, der von beiden, dem Verstehenden und dem Zuverstehenden, allererst konstituiert wird. Das ist der eigentliche Grund, warum Verstehen überhaupt möglich ist und gelingen kann. Was den Verstehenden mit dem Zuverstehenden verbindet, das *tertium comparationis*, ist eine Tatsache, daß

beide in einem Kommunikationszusammenhang stehen. Das Verstehen des einen bezieht sich auf das schon stattgefundene und immer wieder neu stattfindende Verstehen des anderen.

Vom Text zur Geschichte

Mit dieser Skizze haben wir Merkmale zusammengestellt, die das Verstehen allgemein kennzeichnen. Jetzt können wir uns dem Verstehen zuwenden, wie es in den Geisteswissenschaften, besonders in der Geschichtswissenschaft, eine Rolle spielt. Die Lehre vom Verstehen heißt *Hermeneutik*. Das Wort stammt aus dem Griechischen, «hermeneuein» heißt auslegen. Dabei geht es um das Auslegen von Texten. Die Hermeneutik, die im Historismus entwickelt wurde, geht auf zwei Wurzeln zurück: auf den Humanismus und die Reformation, auf Philologie und Theologie. Das eine Mal ging es darum, die Literatur des klassischen Altertums in ihrer ursprünglichen Sprache zu verstehen, und das heißt, sie auch von ihrem in der christlichen Tradition übermalten und verzerrten Verständnis zu befreien: eben durchzustoßen zu den Quellen. *Ad fontes* war das Losungswort der Humanisten. Das andere Mal ging es darum, die Heilige Schrift zu verstehen, das heißt ihr Verständnis von dogmatisch-allegorischer Auslegung zu befreien. Die Heilige Schrift hatte nicht einen mehrfachen Sinn (den buchstäblichen, allegorischen, tropologischen und moralischen Sinn), sondern nur einen, den wörtlichen Sinn (Literalsinn). Martin Luther war davon überzeugt, daß die Heilige Schrift sich eindeutig zu verstehen gebe und aus sich selber heraus zu verstehen sei. Zu ihrem Verständnis bedürfe es keiner Lehrautorität und keiner Tradition, die über Auslegungsnorm und -inhalt wachen. Die Heilige Schrift interpretiert sich selber. Sie ist *sui ipsius interpretes*.² Diese epochemachende Entdeckung mußte bald gegen die gegenreformatorische Polemik des Konzils von Trient Mitte des 16. Jahrhunderts verteidigt werden und entwickelte sich zum protestantischen Schriftprinzip. Wichtig war, das Ganze und die Teile, den Gesamtsinn und die einzelnen Aussagen der Heiligen Schrift, in ein sich gegenseitig bedingtes Verhältnis zu setzen. Das «Ganze und die Teile» – eine Formel aus der Rhetorik des klassischen Altertums – wurde für das Schriftverständnis der Reformation aktualisiert. Was die Schrift insgesamt zum Ausdruck bringen sollte, war nach Luther die Rechtfertigung des Gottlosen (*iustificatio impii*) durch den Erlösungstod Jesu Christi am Kreuz zu Golgatha. Jede einzelne Aussage in der Bibel sollte sich von diesem Sinn her erschließen und nach Maßgabe dessen, «was Christum treibet», verstanden wer-

den, wie sich umgekehrt der Gesamtsinn erst aus der Interpretation konkreter Einzelaussagen ergab. Das Ganze und die Teile waren in einem hermeneutischen Zirkel miteinander verbunden.

Aus der Sicht der Aufklärung war diese Hermeneutik noch nicht konsequent entwickelt worden. Sie befreite die Auslegung zwar von der allegorischen Auslegung der römischen Tradition und auch dem Lehrmonopol des Papstes, war aber mit dem Verständnis des Ganzen, der Einheit der Heiligen Schrift, immer noch dogmatisch gebunden. Die *iustificatio impii* war eine Offenbarungswahrheit und nicht eine Erkenntnis der Vernunft. War wirklich wahr, was in der Schrift berichtet wurde? Mit dieser Frage, die Zweifel an der Historizität der Wunder und Offenbarungseignisse hegte, erhielt das Verhältnis der Teile zum Ganzen eine andere Anwendung. Es ging nicht mehr um das Verhältnis von Textteilen zum Textganzen. In den Blick rückte vielmehr das Verhältnis zwischen Text und dem historischen Geschehen, von dem berichtet wurde. Wird richtig berichtet? Ist wahr, was berichtet wird? Wie war es wirklich? Das sind die neuen Fragen. Der Text ist das einzelne, der historische Geschehenszusammenhang das Ganze. So verschiebt sich die Hermeneutik vom Text zur Geschichte. Johannes Semler ist unter den aufklärerischen Bibelkritikern die herausragende Gestalt, zu nennen sind auch Hermann Samuel Reimarus und Gotthold Ephraim Lessing.³ Die Bedeutsamkeit der Hermeneutik nimmt zwar mit der Anwendung auf die Geschichte grundsätzlich zu, aber das Modell für das Verstehen bleibt weiterhin das philologische Textverstehen: die Geschichte wird zum Text.

Erheblich erweitert wurde der Bereich, der verstanden werden muß, von Friedrich Schleiermacher (1768-1834), dem tief in der Frühromantik verwurzelten Theologen in Berlin. Schleiermacher hatte in seinen Vorlesungen das Programm einer «allgemeinen Hermeneutik» entwickelt.⁴ Dabei ging er nicht vom Text aus und erörterte nicht die Technik des Verstehens bzw. der Auslegung, wie das sonst üblich war. Er ging auch nicht von der Geschichte aus, sondern von den Kommunikationsprozessen, die in der gegenwärtigen Lebenswelt wurzeln und die Verständigung der Menschen untereinander ermöglichen. So blieb das «Verstehen» nicht auf das Erfassen eines Textes beschränkt, wie Schleiermacher es seinen hermeneutischen Vorgängern vorwirft. Es kam vielmehr zum Verstehen dessen, der spricht, zum Verstehen der Individualität, in der die Gedanken, die geäußert werden, entstehen. Damit wird mehr als nur der Gedanke zum Verständnis gebracht, nämlich alles, was in und mit ihm selbst hervorbricht, vereinfacht gesagt, das «Leben» selbst.

Zum Verständnis gelangt man mit Hilfe der grammatischen und psychologischen Methode. Hier ist vor allem die psychologische wichtig.

Sie besagt, daß der Verstehende sich in denjenigen hineinzuversetzen, zu verwandeln habe, der den Gedanken oder das Zeugnis, das es zu verstehen gilt, hervorgebracht hat. Das intuitive, erahnende und erratende Erfassen des anderen, das heißt des Sinns, den der andere seinen Gedanken, seinem Handeln und sich selber gibt, macht den eigentlichen Akt des Verstehens aus. Man spricht von einem sympathetischen Sinnverstehen. Der einzelne Gedanke wurde aus dem Totalzusammenhang verstanden, in dem er geäußert wurde, und dieser Zusammenhang entstand aus der Summe des einzelnen: auch hier der hermeneutische Zirkel. Hans-Georg Gadamer hat darauf hingewiesen, daß Schleiermacher das Textverstehen von jedem dogmatischen Interesse gelöst habe, indem er den Text als sinnerfüllten «Lebensausdruck» erfaßte und «die Wahrheit des (darin) Gesagten» davon erst einmal noch unberührt ließ.⁵ Es ging Schleiermacher um das Verstehen des vergangenen Textes, noch nicht um Geschichte allgemein. Geschichte spielte nur eine Rolle, soweit sie half, den Sinn eines Textes zu erhellen. Doch von Schleiermacher führte ein direkter Weg zur historischen Hermeneutik im Historismus.

Eingeführt wurden die Grundzüge dieser Hermeneutik in die Geschichtswissenschaft vor allem von Leopold von Ranke. Er betonte das Sich-Einfühlen, Sich-Hineinversetzen, die Intuition im Akt des Verstehens. Das Interesse des Forschers sollte zurückgedrängt werden, die aggressive Erkenntnisabsicht und die penetranten Erkenntnismittel, das Selbst des Forschers sollten geradezu ausgelöscht werden, um den historischen Gegenstand auf das Bewußtsein einwirken, das Bewußtsein von ihm beeindruckt zu lassen – so wie Wachs vom Siegelring eingedrückt wird. Der historische Gegenstand, nicht der Forscher sollte dominieren. Nur so meinte Ranke, das Postulat der Objektivität erfüllen zu können, zu beschreiben nämlich, «wie es eigentlich gewesen» ist.⁶ Methodisch und theoretisch ausgebaut wurde diese Hermeneutik aber erst in der «Historik» Johann Gustav Droysens. Er erweiterte den Bereich des Verstehens von den Texten auf die Handlungen und Artefakte des Menschen, Handlungen, von denen berichtet wurde, und Artefakte, wie sie aus der Vergangenheit noch in die Gegenwart hinüberreichen. Dazu zählte er Relikte aller Art, Bauwerke, technische Geräte, Kleidungsstücke, ebenso Institutionen und Verfassungen, wie sie auf uns gekommen und unter uns noch wirksam sind.

«Nur was Menschengestalt und Menschenhand gestaltet, geprägt, berührt hat, nur die *Menschenspur* leuchtet uns wieder auf.» Geschichte also ist, was von Menschen geschaffen wurde – im Unterschied zur Natur. Weiter heißt es: «Prägend, formend, ordnend, in jeder Äußerung gibt der Mensch einen Ausdruck seines individuellen Wesens, seines Ich.

Was von solchen Ausdrücken und Abdrücken uns noch irgendwie, irgendwo vorhanden ist, spricht zu uns, ist uns verständlich.»⁷ Verstehbar sind vergangene Handlungen und Artefakte, weil sie von Menschen geschaffen worden sind und ihr «individuelles Wesen», «innere Vorgänge» oder «Willensakte» zum Ausdruck bringen.⁸ Dieses Argument muß genau gehört werden. Nicht das «individuelle Wesen», die «inneren Vorgänge» und «Willensakte» unmittelbar können verstanden werden. Verstanden werden kann nur der Ausdruck, der von ihnen in den Quellen auf uns gekommen ist – nur der Ausdruck, nicht das «Wesen» selbst. Das Wesen bleibt unzugänglich. Darüber hinaus kann nur das verstanden werden, was von Menschen mit Absicht, Bedeutung und Sinn versehen wurde. So geht es um Sinnverstehen durch das Verstehen seines Ausdrucks.

«Forschend verstehen»

Im Unterschied zu Ranke hat Droysen den Vorgang des Verstehens systematisch durchdacht und in sechs Schritten geordnet.

1. Der Historiker geht mit seiner Vorstellung an das Quellenmaterial heran, das von vergangenem Handeln des Menschen zeugt. Er wendet sich diesem Material zu, weil er etwas sucht und etwas finden will. Dieser Forschungsvorsatz wird *Heuristik* genannt.⁹

2. Das historische Quellenmaterial muß kritisch geprüft werden: auf seine Echtheit, Verlässlichkeit und Authentizität hin. Dazu gehört auch, sich ein genaues Bild von den Wegen zu machen, auf denen historische Inhalte überliefert werden. Der historische Tatbestand muß quellenmäßig gesichert werden. Dieses Vorgehen wird *Quellenkritik* genannt.

3. Erst auf Heuristik und Quellenkritik folgt die Interpretation, das heißt das Verstehen. Der dritte Schritt ist die *pragmatische Interpretation*. Darunter verstand Droysen die Vervollständigung der Quellenaussage durch Kenntnisse, die wir von der dort berichteten Sache allgemein besitzen. Um ein Beispiel zu geben: Ist in der Quelle von einer bestimmten Schlacht oder vom Moment einer Schlacht die Rede, können wir das Verständnis von diesem Moment ergänzen und vervollständigen, indem wir unser Wissen vom Zustandekommen einer Schlacht, von ihren logistischen Voraussetzungen und ihren strategischen genauso wie taktischen Grundmustern beisteuern: vom Ablauf der berichteten Tatsache. Dieses Wissen trägt die pragmatische Interpretation zur Quellenaussage hinzu.

4. Droysen wußte genau, daß es unmöglich ist, die Geschichte nach Maßgabe der Absichten zu schreiben, die eine Hauptperson in einem

einzelnen Handlungsablauf verfolgte. Der Wille des einen wird von den unzähligen Interessen anderer beschränkt, behindert oder vereitelt; zumindest unterliegt er starken Begrenzungen, er ist bedingt – nicht nur von dem Willen anderer, sondern auch von den allgemeinen Bedingungen des Raums und der Zeit. Mit dieser Bedingtheit muß gerechnet, sie muß aufgedeckt und erklärt werden. Dieser Schritt historischer Arbeit wird die *Interpretation der Bedingungen* genannt.

5. Erst nach diesem Interpretationszug kam Droysen zur psychologischen Interpretation, das heißt zum Verstehen der Motive, die jemanden veranlaßten, etwas Bestimmtes zu wollen und zu erreichen. Hier nähert sich der Historiker dem «inneren Wesen» einer anderen Persönlichkeit – nicht mehr und nicht weniger. Er versteht nur den *Ausdruck*, den dieses Wesen sich gegeben oder hinterlassen hat; das «Wesen» selbst versteht er aber nicht. Was jemand wirklich bewogen hat, die innersten Beweggründe sind dem Historiker unzugänglich. Deshalb läßt sich Geschichte auch nicht erklären, wenn das bedeuten sollte, sie aus einer geschichtsmächtigen Persönlichkeit abzuleiten. Zugänglich ist dem Historiker nur der Ausdruck, zugänglich nur durch Sich-Einfühlen, Sich-Hineinversetzen in die zum Ausdruck gebrachten Beweggründe eines anderen, durch Intuition. Hier kann nichts erklärt, sondern nur verstanden werden. So folgte Droysen den Spuren Rankes. Doch er unterschied sich auch von diesem, indem er die Vorgänge des Verstehens präziser voneinander unterschied und einander systematisch zuordnete. Wesentlicher ist aber ein anderer Unterschied. Für ihn war die psychologische Interpretation noch nicht der Inbegriff des historischen Verstehens. Sie war nur ein Schritt in einem umfassenderen Prozeß des Verstehens. Außerdem fällt auf, daß Droysen die Erwartungen, die an diesen Verstehensschritt geknüpft wurden, eher dämpfte als steigerte.

6. Was jemand will, entspringt nicht subjektiver Willkür, auch nicht der Innovationskraft individueller Genialität. Was zur Verwirklichung strebt, die geschichtlich genannt wird, sind vielmehr die «großen Ideen», die das öffentliche Leben gestalten, die «sittlichen Mächte». Diese Mächte sind überindividueller Natur. Individuelle Persönlichkeiten stellen sich ihnen als «Medium» zur Verfügung, nehmen sie auf und tragen sie weiter, ja, sie fügen ihnen gelegentlich auch Neues hinzu und geben ihnen eine eigene Richtung. Mit dem Begriff des Mediums verband Droysen aber nicht die Vorstellung, daß das Individuum nur vollstreckt, was die «sittlichen Mächte» diktieren; er schränkte also nicht die Freiheit menschlichen Handelns ein. Die «sittlichen Mächte» sind vielmehr die Inhalte, die die Willensakte der einzelnen füllen. Ausgangspunkt ist die Freiheit des Individuums, diese Inhalte zu wollen und weiterzuentwickeln.

keln. So kulminierte der Prozeß des Verstehens in der *Interpretation der großen Ideen* oder der *sittlichen Mächte*. Darum ging es vor allem und zuerst in der Geschichtswissenschaft: die «sittlichen Mächte» als die das Leben gestaltende, ihm Sinn und Bedeutung gebende Mächte zu verstehen.

Gadamer hat darauf aufmerksam gemacht, daß Ranke das «Verstehen» zu einer geradezu pantheistisch empfundenen Verschmelzung mit der geschichtlichen Welt führte, bei Droysen hingegen Vermittlungen immer noch eine Rolle spielten: Die Überlieferung trennt das Erkenntnissubjekt vom Erkenntnisobjekt; nicht das «Wesen» des handelnden Menschen, sondern *nur* sein «Ausdruck» kann verstanden werden.¹⁰ Das bedeutet, daß das Verstehen als intuitives Verstehen bewußt aus der Situation der Gegenwart, zeit- und standortverhaftet, erfolgte, nicht wie bei Ranke so, daß die Fesseln des Standorts und der Zeit abgeschüttelt wurden.

Die Überlieferung trennte nicht nur das Erkenntnissubjekt vom Erkenntnisobjekt, sie verband auch das eine mit dem anderen: Das Objekt verschließt sich nicht, sondern öffnet sich uns in dem Ausdruck, den es in den Quellen fand. Nur weil es um den «Ausdruck» und nicht um das «Wesen» geht, ist Verstehen der Geschichte überhaupt möglich. Aber die Arbeit des Historikers beruhigt sich nicht im Verständnis, das erreicht worden ist, sondern bleibt ein rastloses Unternehmen. «Forschend verstehen» ist die Formel Droysens für diese Arbeit.¹¹

Die Rastlosigkeit des Verstehens hat ihren Grund also darin, daß Geschichte nicht vom «Wesen» der historischen Akteure, sondern nur vom Ausdruck her geschrieben werden kann, den dieses gefunden hat. Das «Wesen» ist unerreichbar, die nie sich auflösende Spannung zwischen «Ausdruck» und «Wesen» allerdings ist auszuforschen. Auch in den Naturwissenschaften wird geforscht, aber anders. Entscheidend ist die «Antwort» des Untersuchungsgegenstandes auf die Fragen bzw. Hypothesen des Forschers im Experiment. So etwas gibt es in der Geschichtswissenschaft nicht. Dort gilt, «daß wir nur forschen und nichts als forschen können». Dort fehlt die «Selbstgegebenheit, die das Experiment in der Naturforschung darstellt»¹².

Die Rastlosigkeit des Verstehens hat noch einen anderen Grund. Er besteht darin, daß das Erkenntnissubjekt als geschichtliches Wesen in sein Erkenntnisobjekt selber verwickelt ist. Verkürzt gesagt: Sich selber zu erkennen, ist eine «unendliche» Aufgabe. Sie kommt gattungsgeschichtlich erst zur Ruhe, wenn die Geschichte ein Ende, das noch niemand kennt, gefunden haben wird. Wie beim Textverstehen spielt auch beim Verstehen von Geschichte der Zirkel vom einzelnen zum Ganzen

und vom Ganzen zum einzelnen, vom Individuum, in dem die «sittlichen Mächte» sich verwirklichen, zur Totalität, auf die sie zustreben und umgekehrt, die entscheidende Rolle. Geschichte verstehen heißt bei Droysen, die Geschichte als einen Text zu lesen.¹³

Probleme historischer Hermeneutik

Droysen hat die theoretischen Grundlagen für eine Hermeneutik geschaffen, die für die Geschichtswissenschaft bedeutsam wurde. Diese Hermeneutik ist zwar philosophisch vor allem von Dilthey und Gadamer aufgenommen, vertieft und fortentwickelt worden – wo es um Sinnverstehen und Kommunikationszusammenhänge in den Sozialwissenschaften geht, auch von Max Weber und Jürgen Habermas –, die Geschichtswissenschaft hat sich aber stets mehr auf Droysen als auf die philosophische Theorie bezogen, sofern sie sich überhaupt der Mühe unterzogen hat, hermeneutische Probleme theoretisch zu reflektieren. Darauf einzugehen würde in dieser Einführung zu weit führen. Hier sollen jetzt nur noch die Grundprobleme der Hermeneutik, wie sie uns heute beschäftigen, mit einigen Bemerkungen kommentiert werden.

1. In der Geschichtswissenschaft haben wir es – mit Ausnahme der Vor- und Frühgeschichte – vor allem mit Texten zu tun, die Vergangenes überliefern. Wichtiger als der Inhalt des Quellentextes ist zunächst der Überlieferungsvorgang. Was wollen die Texte überliefern, und wie gelingt ihnen das? Zunächst müssen also Intention und Form der Überlieferung untersucht werden, der Sinn, der mit der Weitergabe von Informationen verbunden wurde. Sodann können wir uns dem Inhalt der Quellen zuwenden. Die Quellentexte müssen verstanden und ausgelegt werden. Dabei ist die Geschichtswissenschaft auf die Hermeneutik angewiesen, wie sie in den Geisteswissenschaften ausgearbeitet worden ist. Hier wäre eine Kritik an Droysen anzubringen. Bei ihm sieht es so aus, als ob der Prozeß des Verstehens, das heißt der Interpretation, erst einsetzt, wenn der historische Tatbestand, der von den Quellen bezeugt wird, mit Hilfe der historisch-kritischen Methode gesichert ist. Im Grunde ist es aber doch so, daß schon die erste, auch nur tatbestandssichernde Beschäftigung mit den Quellen bereits ein Stück Textverstehen ist. Schon das ist Interpretation. War das besondere Problem der Hermeneutik darin zu sehen, daß in ihr der *Zusammenhang* von Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt die entscheidende Rolle spielt, so müssen wir sagen, daß dieser Zusammenhang nicht erst in der historischen Interpretation, sondern bereits in der Sicherung des historischen Tatbestan-

des, ja sogar schon in der quellenkritischen Arbeit greift. Wir sind uns des historischen Tatbestandes nicht so gewiß, wie Droysen in seiner Historik meinte.

2. Zum Inhalt der Quellentexte: Wovon berichten diese Texte? Für Droysen ist die Antwort eindeutig: vom Handeln der Menschen oder von dem, was von Menschenhand geschaffen wurde. Um zur Erkenntnis über menschliches Handeln zu gelangen, müssen wir versuchen, die Motive zu verstehen, die das Handeln bestimmen, und die Absichten, die es leiten. Welchen Sinn gaben Menschen ihrem Tun und Treiben? Und welche Bedeutung wurde diesem Tun und Treiben zu ihrer Zeit und vor allem auch später beigelegt? All das kann nur verstanden, nicht erklärt werden. Warum Columbus nach Westen segelte, um eines Tages Indien zu erreichen, das doch im Osten liegt, kann erklärt werden. Vorausgehen mußte die Einsicht, daß die Erde eine Kugel ist. Viel ist damit nicht gewonnen, nur die Antwort auf die Frage, warum er westwärts segelte, obwohl Indien im Osten liegt. Warum er aber überhaupt aufbrach, warum gerade er es war, was ihn dazu veranlaßte, den Plan der Weltumsegelung zu fassen und mit Energie und Wagemut voranzutreiben und auszuführen, das läßt sich, wenn überhaupt, so nur aus seinen Lebensumständen und seiner Gesamtpersönlichkeit heraus verstehen. Erklären läßt es sich nicht.

Orientiert ist das Verstehen an der *Intention* handelnder Gestalten oder, weiter gefaßt, an ihrem *Selbstverständnis*, nicht nur am Selbstverständnis einzelner Gestalten, sondern auch an dem, was zu dieser oder jener Zeit selbstverständlich war. Es geht also um den jeweils subjektiv gemeinten Sinn; es geht aber auch, worauf Thomas Nipperdey in seinem wichtigen Aufsatz «Historismus und Historismuskritik heute» besonders hingewiesen hat, um «den in Traditionen und sozialen Institutionen eingelagerten, objektivierten, unbewußten Sinn, auf die Selbstverständlichkeiten der Handelnden.»⁷⁴ Das historische Verstehen ist sicherlich der entscheidende Weg, um zu Erkenntnissen über vergangene Zeiten zu gelangen, er ist aber nicht der einzige Weg. Eine Erkenntnis, die an der Intention oder dem Selbstverständnis des Erkenntnisobjekts orientiert ist, eine intentionale Geschichtsbetrachtung gibt nur über einen Teil vergangener Wirklichkeit Aufschluß, über das Verstehbare, nicht über das Erklärbare, den Ablauf von Konjunkturen, von Krisen, von Revolutionen, über soziale, politische und mentale Strukturen, über Beziehungsgeflechte, Figurationen (Norbert Elias), die sich nicht aus der Sicht einzelner Individuen zur Kenntnis bringen lassen. In den Blick kommt nur die «halbe» Geschichte. Was jemand *will*, die Antwort auf diese Frage ist weniger als die Antwort auf die Frage, was jemand *war*. Hier also

liegen die Grenzen der verstehenden Methode in der Geschichtswissenschaft.

3. Legt man sich über den Prozeß des Verstehens genauer Rechenschaft ab, dann entdeckt man schnell, daß es einen *reinen* Verstehensprozeß eigentlich überhaupt nicht gibt, den Prozeß nicht, in dem das Sich-Hineinversetzen in eine fremde Gestalt, in eine ferne Zeit und in eine unverwechselbar einmalige Entscheidungssituation allein dominiert. Wenn ich etwas verstehen will, gelingt mir das nur, wenn ich schon manches weiß, was ich mir aus der Kenntnis anderer Erscheinungen erworben habe, das sich also nicht aus dem hermeneutischen Zusammenhang mit dem, was ich verstehen will, ergibt, sondern aus Analysen und Erklärungen stammt. Wissen ist also notwendig, damit das Verstehen gelingt. Wissen von der Art und Weise, wie gewisse Vorgänge ablaufen, wie etwas funktioniert, was das eine oder andere auslöst, wodurch dieses oder jenes bedingt ist. Im Grunde hat Droysen daran gedacht, als er den Vorgang der verstehenden Interpretation in einzelne Schritte zerlegte und von der *pragmatischen Interpretation* und der *Interpretation der Bedingungen* sprach. Aber auch hier ist eine kritische Bemerkung angebracht. Diese beiden Interpretationsschritte waren integraler Bestandteil des Verstehensprozesses, der insgesamt unter dem Gesichtspunkt intentionaler Geschichtsschreibung konzipiert wurde. Worauf es heute aber ankommt, ist die Absicht, die verstehende Methode in ihr Recht innerhalb der Geschichtswissenschaft einzusetzen.

4. Schließlich sei auf ein Problem hingewiesen, mit dem sich die «Analytische Philosophie der Geschichte» von Arthur C. Danto besonders beschäftigt hat: auf das Verstehen *fremder* Persönlichkeiten und *fremder* Zeiten. Die klassische Hermeneutik gründet das Verstehen auf den Grundsatz, daß nur Gleiches Gleiches erkennen kann, den Geist des Menschen, dem nichts Menschliches fremd ist. Muß nun aber das Verstehen nicht mißlingen, wenn es dieses «Gleiche», das *tertium comparationis* zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt, gar nicht gibt, sondern daß «Fremdes», unverwechselbar «Anderes» zur Erkenntnis gebracht werden muß? Daß es um das Verstehen des Fremden oder Anderen geht, eine Ahnung davon hatte auch Ranke. Nur so erklärt sich die rigorose Forderung, sein «Selbst» auszulöschen, um sich vom zu Erkennenden beeindrucken zu lassen, das Eigene nicht in das Fremde oder Andere hineinzumischen. Aber das Verstehen selbst könne nur gelingen, war die Annahme, weil es auf dem Grundsatz beruht, daß nur Gleiches Gleiches erkennen kann.

Für Danto folgt aus diesem Grundsatz jedoch das genaue Gegenteil: Das Verstehen erweist sich als «gänzlich ungeeignet . . . uns in das Innere

anderer Epochen zu versetzen, d. h. insoweit sie wirklich «andere» sind.»¹⁵ Gerade das «Innere» ist auf dem Weg des Verstehens nicht zu erreichen: «Wo Vergangenheit einen inneren Unterschied ausmacht, kann Verstehen nicht helfen.»¹⁶ Auf umständliche Weise, aber immer mit spannend zu lesenden Sentenzen versucht Danto zu zeigen, daß es nicht möglich ist, sich in eine andere Person oder in eine andere Zeit wirklich hineinzusetzen. Um nur ein Argument zu nennen: Wir kennen die Zukunft der vergangenen Epochen, die wir zu verstehen versuchen, von dieser Kenntnis können wir nicht abstrahieren: Wir können die Epochen nicht mit den Augen der Zeitgenossen in den Blick nehmen, immer schon mischt sich in unseren Blick etwas hinein, was die Zeitgenossen nicht kannten. Uns wird für immer verschlossen bleiben, wie die Zeitgenossen von innen heraus ihre Zeit sahen und sich selber in ihr. Oder, wie Danto es pointiert sagt: «Kenntnis der Vergangenheit entfremdet uns Zeiten, die andere sind als unsere eigene Zeit.»¹⁷ Daraus folgt: Wir kennen eine vergangene Zeit besser, als sie sich selbst kennt. Daraus folgt aber ebenso: Auf dem Weg des Verstehens stoßen wir auf eine Grenze, die mit der Geschichtlichkeit gegeben ist. Andere Zeiten können nicht wirklich verstanden werden.

Mit der Geschichtlichkeit gegeben – das ist für Danto wichtig und heißt, daß die Beschaffenheit der gegenwärtigen Wirklichkeit sich nur von der Zukunft dieser Wirklichkeit her bestimmen läßt. Man weiß, was eine Epoche ist, erst, wenn sie nicht mehr ist. Der Charakter der Geschichtlichkeit unserer Wirklichkeit sorgt also dafür, daß Geschichte nicht *verstanden* werden kann. Diese Erkenntnis führt Danto jedoch nicht in Resignation. Er macht vielmehr das Beste aus ihr. Die Beschäftigung mit Geschichte befriedigt unser mit der Geschichtlichkeit der eigenen Zeit existierendes Bedürfnis, uns im Angesicht des «Anderen» zu erkennen. Da die Zukunft unbekannt ist und dieses Bedürfnis nicht befriedigt wird, ist es nur möglich, auf die Vergangenheit auszuweichen. Das Verstehen führt uns zwar nicht in das «Innere» vergangener Zeiten, läßt uns das «Andere» also nicht verstehen. Es führt uns aber zur Erkenntnis, daß die Geschichtlichkeit des Daseins das «Andere» konstituiert. Man kann also nicht sagen: weil das «Andere» nicht verstanden wird, existiert es auch nicht, sondern umgekehrt muß man sagen: Weil es nicht verstanden werden kann, ist es als eine widerständige Erinnerung vorhanden und sorgt dafür, daß wir uns selber verstehen lernen.

Vielleicht kommt Danto zu dieser extremen Schlußfolgerung, weil er nur auf das «sympathetische» Verstehen abzielte, das wohl Ranke meinte, weniger aber schon Droysen. Das Verstehen ist ein differenzierterer Erkenntnisprozeß, als daß es mit dem Modell des «sympathetischen»

Verstehens zur Darstellung gebracht werden könnte. Gerade weil es gilt, das zu erkennen, was wir nicht sind, obwohl wir ein Teil davon sind, müssen wir uns diese Erkenntnis mit unterschiedlichen Verfahren regelrecht erarbeiten: mit der verstehenden Methode und mit erklärenden Verfahren, mit Einfühlung und mit Erklärungsmodellen. Was zu verstehen ist, muß verstanden werden, was erklärt werden muß, ist zu erklären.¹⁸ Manches ist zu erklären, um verstanden zu werden, anderes ist verständnisvoll aufzufassen, um erklärt werden zu können. Das eine ist nicht ohne das andere.

Anmerkungen

- 1 Wilhelm Dilthey: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Gesammelte Schriften V. Stuttgart 1957, S. 144.
- 2 Vgl. Friedrich Beißer: *Claritas Scripturae* bei Martin Luther. Göttingen 1966.
- 3 Vgl. Karl Aner: *Die Theologie der Lessingzeit*. Neudr. Hildesheim 1964.
- 4 Friedrich Schleiermacher: *Hermeneutik*. Hg. von Heinz Kimmerle. Heidelberg 1959.
- 5 Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode*, S. 185.
- 6 Leopold von Ranke: *Sämtliche Werke* 33/34, S. VII.
- 7 Johann Gustav Droysen: *Historik*, S. 328.
- 8 Ebd., S. 21; 328.
- 9 Ebd., S. 37-91.
- 10 Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode*, S. 200.
- 11 Johann Gustav Droysen: *Historik*, S. 22.
- 12 Ebd., S. 316; Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode*, S. 203.
- 13 Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode*, S. 205.
- 14 Thomas Nipperdey: *Historismus und Historismuskritik heute*, S. 94.
- 15 Arthur C. Danto: *Analytische Philosophie der Geschichte*, S. 408.
- 16 Ebd., S. 416.
- 17 Ebd., S. 418.
- 18 Thomas Haussmann: *Erklären und Verstehen: Zur Theorie und Pragmatik der Geschichtswissenschaft*. Frankfurt/M. 1991.

9. Ursache und Wirkung – Erklären

Im letzten Kapitel wurden Probleme der Hermeneutik erörtert. Es ging um das «Verstehen», das heißt die traditionelle Methode, zu historischen Erkenntnissen zu gelangen. Es ging nicht um das «Erklären», die Art und Weise, wie in natur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen gewöhnlich verfahren wird, um Sachen oder Sachverhalte zu erfassen.

Die Ausgangslage

In diesem Kapitel steht das «Erklären» im Mittelpunkt, eine Erkenntnisweise, die unter Historikern lange Zeit auf Ablehnung gestoßen war: Historische Vorgänge oder historische Individualitäten könne man nicht erklären, sondern nur verstehen und deuten. Sie antworten nicht auf die Frage nach Ursache und Wirkung, sondern geben preis, was sie bewegt, was sie wollen oder was sie bedeuten. Die Frage nach den Ursachen eines Ereignisses setzt, so meint Ulrich Muhlack, eine Trennung von Ursache und Ereignis voraus, ebenso, daß die Ursache von außen her auf eine Situation wirkt, die mit fortschreitender Zeit zu Geschichte wird. Von dieser Position hebt Muhlack den Historismus ab: «Der Historismus hingegen nimmt sich vor, alle äußere Verursachung der Geschichte konsequent, restlos, uneingeschränkt nach innen, in die historische Realität selbst zu verlagern und damit die Trennung von Ursache und Ereignis gegenstandslos zu machen. Er setzt das Axiom in Kraft, daß die Geschichte in ihrem Ablauf nicht fremdbestimmt sei, sondern sich selbst bestimme. Damit ist gegeben, daß er die Kategorie der Kausalität an sich auslöscht, daß ihm die Rede von den bestimmenden Faktoren oder wirkenden Kräften in der Geschichte überhaupt, streng genommen, hinfällig wird. Die Geschichte erscheint ihm nicht als Kette von Ursachen und Wirkungen, nicht aus Faktoren und Kräften erklärbar, sondern als Freiheit, Autonomie, Selbstverwirklichung, Selbstentfaltung.»¹ Auch nach Ursachen ist im Historismus gefragt worden, selbst Ranke hat das getan, aber eine vitale Fragestellung war das nicht. Es interessierten mehr die Beziehungen, in denen die Ereignisse zueinander stehen, nicht aber die Frage, *warum* die Entwicklung diesen und keinen anderen Verlauf nahm. Das war die vorherrschende Meinung im Historismus, sie fand eine weite

und nachhaltige Verbreitung. Selbst Paul Valéry, der nicht gerade ein Parteigänger des Historismus war, äußerte sich im nachhinein geradezu verächtlich: «Der leere und nutzlose Begriff «Ursache» ist das Verderben jeder guten Darstellung.»²

Gehen wir dem Begriff «Erklären» genauer nach, stoßen wir ohne Umschweife auf das Problem historischer Kausalität. Die Frage nach den Ursachen eines historischen Geschehens verlangt nach einer Antwort, die nicht auf dem Weg des verständnisvollen Sich-Einfühlens in den historischen Stoff gefunden werden kann. Sie wird allein über die Analyse, die Zerlegung von Problemen und ihrer schrittweisen argumentativen Erhellung bzw. Auflösung gefunden und kann nur erklärend beantwortet werden.

Daß alles miteinander zusammenhängt und *wie* alles miteinander zusammenhängt, kann erahnt, erspürt, imaginiert oder verstanden werden. Wichtiger als der stechende, forschende, kalte Blick, würde man in historistischer Tradition sagen, sei das Gefühl für Zusammenhänge, das man erworben oder entwickelt haben muß. Inzwischen verschafft sich aber auch eine andere Auffassung Gehör in der Geschichtswissenschaft. *Warum* etwas entstanden ist, warum es sich so und nicht anders entwickelt habe, muß erklärt werden: nach Gesetzen, nach Regeln, nach Gewohnheiten oder nach Zwangsläufigkeiten. Es geht also um die Frage, «warum» sich etwas zugetragen hat. Nach Edward Carr ist das überhaupt die einzige Frage, um die es in der Geschichtswissenschaft geht.³

Aspekte der Ursachenproblematik

Wer nach Ursachen in der Geschichte forscht, sucht nach dem Unsichtbaren. Die Wirkung ist offenbar, die Ursachen sind dagegen verborgen. Die Wirkungen muß kennen, wer nach den Ursachen suchen will. Wird beispielsweise nach den Ursachen der Reformation in Deutschland gefragt, muß schon bekannt sein, was die Reformation war – wenn nicht ganz und gar, so doch ungefähr. Nur die Aspekte, die im Ereignis der Reformation enthalten sind, geben überhaupt die Richtung an, in die nach den Ursachen zurückgefragt werden kann. Das soll jetzt in einigen Punkten erläutert werden.

1. Die Reformation ist ein komplexes Ereignis, es geht um die Frage des Heils (religiöser Aspekt), es geht um den Ausbau der landesherrlichen Territorien und den Machterhalt des niederen Adels (politischer Aspekt), es geht um die Spannung zwischen dem «gemeinen Mann» und der Obrigkeit in den Städten oder zwischen den Bauern und ihren Grund-

herren auf dem Land (sozialer und wirtschaftlicher Aspekt). Fragt man nach den Ursachen der Reformation, werden alle Aspekte ins Gespräch gebracht werden müssen – und es wird sich eine Lösung verbieten, die nur eine Ursache kennt oder sucht. Es ist kaum vorstellbar, daß ein Ereignis soviel Energie enthält, um komplexe Entwicklungen freizusetzen. Jedes Ereignis ist in sich schon aspektreich. So wie die Reformation ein besonders aspektreiches Ereignis ist, werden auch ihre Ursachen aspektreich bzw. vielfältig sein. Es wird deshalb gern von einem *Ursachenbündel* gesprochen.

2. Die Antwort auf die Frage nach den Ursachen setzt voraus, daß alles miteinander zusammenhängt. Kontingente Einbrüche, sofern sie eine Rolle spielen, können nicht erklärt werden. Die Warum-Frage kann aber an die Stelle heranführen, an der wir erkennen müssen, daß das Entscheidende, das nun folgt, kontingent ist.

Noch einmal: Die Frage nach den Ursachen setzt voraus, daß alles miteinander zusammenhängt. So wäre es unangebracht, das eine oder andere Ereignis vor der Reformation zu isolieren, das als Ursache für diesen oder jenen Aspekt gehalten werden könnte. So wichtig das Konzil von Konstanz war, auf dem Johannes Hus 1415 verbrannt wurde, dieses Ereignis allein ist kaum als Ursache für den kirchlich-kurialen bzw. den religiös-politischen Aspekt der Reformation zu reklamieren. Ein anderes Beispiel: So wichtig die Bauernaufstände im ausgehenden Mittelalter waren, der «Bundschuh» und der «Arme Konrad», diese Aufstände sind noch nicht die Ursache allein für den ländlich-kommunalen Aspekt des Deutschen Bauernkriegs von 1525. Die überregionale und gesamtgesellschaftliche Qualität, die der Bauernkrieg gegenüber den regionalen Aufständen zuvor gewonnen hat, wäre so noch nicht zu erklären. Und schließlich, so wichtig es ist, daß in der einen oder anderen Stadt mancherlei Klagen gegen die rechtliche Sonderstellung der Geistlichkeit gegenüber den Bürgern laut oder die wirtschaftlichen Aktivitäten der Klöster kritisiert wurden, ist der eine oder andere Beschluß eines städtischen Rats, den Einflußbereich des Klerus einzuschränken, doch nicht. Daraus allein läßt sich noch nicht der spätere Niedergang des altgläubigen Klerus in der Reformation erklären. Es geht nicht darum, das eine oder andere Ereignis als Ursache zu benennen, so daß man sagen müßte, ohne dieses oder jenes Ereignis wäre es nicht zur Reformation in Deutschland gekommen. Es geht vielmehr darum, historische Zusammenhänge aufzuspüren und als Ursachenfelder zur Diskussion zu stellen. Wichtiger als das Konzil zu Konstanz ist der Konziliarismus, die längerfristige Tendenz, die päpstliche Gewalt zu begrenzen. Wichtiger als ein Bauernaufstand hier oder ein Bürgeraufstand dort ist die Kommunalisierung, in

deren Verlauf die städtische und ländliche Gesellschaft eine ihr gemäße Verwaltungs- und Organisationsform ausbildete, die schließlich zur «Gemeindereformation» (Peter Blickle) führte. Wichtiger als der eine oder andere Ratsbeschluß gegen den Klerus ist der Antiklerikalismus, der in der Bevölkerung wuchs und die Laisierung der spätmittelalterlichen Gesellschaft vorantrieb. Es geht also nicht eigentlich um Ereignisse, wenn nach den Ursachen gefragt wird, sondern um Zusammenhänge, in denen sich so komplexe Ereignisse wie die Reformation herausbilden.

3. Zusammenhänge sind gedankliche Verknüpfungen, die wir nachträglich vornehmen, und entstehen nicht aus Hinweisen, die historische Ereignisse bereits von sich aus geben und mit denen sie sich als Ursache empfehlen. Die Wahrnehmung von Zusammenhängen setzt voraus, daß wir die Zukunft der Ereignisse kennen, zwischen denen eine Verbindung hergestellt wird. Das Konstanzer Konzil enthält noch keine Hinweise darauf, daß einmal die Hälfte des Abendlandes von Rom abfallen wird, der «Bundschuh» noch keinen Hinweis darauf, daß sich eines Tages ein Aufstand des «gemeinen Mannes» vom Süden in den Norden der deutschen Territorien ausbreiten und die ländliche Gesellschaft sich in einer Massenbewegung bisher ungekannten Ausmaßes gegen die Grund- und Landesherrschaft erheben wird. Schließlich enthalten einige Ratsbeschlüsse, die die Machtentfaltung des Klerus eindämmen, oder die Plünderung der Klosterkeller durch Handwerker noch keine Hinweise darauf, daß eines Tages Mönche und Nonnen die Klöster scharenweise verlassen und der Klerus als erster Stand in der Gesellschafts- und Herrschaftspyramide des Mittelalters seine Standschaft verlieren werden: Daraus folgt, daß sich Geschichte, die im Zusammenhang von Ursache und Wirkung steht, allein dem Spürsinn und der Verknüpfungsgabe der Überlieferung, der Traditionspflege und der Geschichtswissenschaft verdankt.

4. Wenn es richtig ist, daß die Geschichte von Ursache und Wirkung ein Erzeugnis der Überlieferung oder der historischen Arbeit ist, dann wird verständlich, daß es auf dem Gebiet dieser Arbeit nicht zu affirmativen Urteilen kommen kann. Alle Urteile sind nur hypothetischer Art. Genaugenommen kann eine Geschichte am Leitfaden von Ursache und Wirkung nur im Konjunktiv geschrieben werden. Man kann nicht sagen, A, B und C sind die Ursachen von W, sondern nur: A, B und C könnten die Ursachen von W sein. Wie sich mir die Reformation darstellt, könnten Konziliarismus, Kommunalismus, territorialstaatliche Entwicklung und Antiklerikalismus als Ursache der Reformation dargestellt werden. Daß sie es auch wirklich waren, wird sich niemals mit Sicherheit sagen lassen.

5. Was trägt die Arbeit, die historische Ereignisse zu erklären ver-

sucht, zur Erkenntnis dieses historischen Ereignisses «Reformation» bei? Zunächst könnte man sagen: nicht sehr viel, denn es geht ja nicht eigentlich um das Ereignis selbst, sondern nur um Ereignisse und Ereigniszusammenhänge, die vor diesem Ereignis liegen. Und dann könnte man auch sagen: sehr viel, denn wissen wir etwas darüber, warum sich ein Ereignis eingestellt hat, können wir auch besser erfassen, was dieses Ereignis eigentlich war. Das Ursachenbündel, das wir für die Entstehung der Reformation verantwortlich machen, führt uns nicht nur in den kirchlich-theologischen Raum zurück, sondern auch hinaus in den Bereich der Politik, der sozialen Beziehungen und wirtschaftlichen Entwicklungen. Es leuchten in der Arbeit an den Ursachen nicht nur die bereits wahrgenommenen Aspekte am Reformationseignis noch einmal auf, sondern in dieser Arbeit werden sehr genau ganze Problemfelder sichtbar und durchschritten, die ihre eigene Tiefe und Schwere haben und ihr jeweils eigenes Recht zur Geltung bringen. Jetzt wird deutlich: Die Reformation ist nicht hinlänglich beschrieben, wenn sie als ein religiöses Phänomen allein dargestellt wird, sie ist erst ausreichend beschrieben, wenn sie auch als politisches und soziales Phänomen dargestellt wird, wenn sichtbar wird, daß und wie sie sich aus gesamtgesellschaftlichen Prozessen herausbildete. So wäre es sogar nicht richtig, sie in erster Linie als ein religiöses und sodann in zweiter Linie auch als ein politisches und soziales Phänomen zu begreifen. Im Kern, heißt es oft, sei die Reformation ein religiöses Phänomen, was die Schale betrifft, auch noch ein politisches und soziales. Doch was die Reformation war, läßt sich unter dem Eindruck der Ursachendiskussion nur als ein nicht zergliederbares *mixtum compositum* aus religiösen, politischen und sozialen Aspekten zur Darstellung bringen.

6. In der Diskussion um die Ursachen in der Geschichte ist oft darauf hingewiesen worden, daß diese Ursachenfrage nicht sehr präzise gestellt worden ist, noch schärfer, daß «Kausalität ein sehr dürftiges Zuordnungsverfahren» sei.⁴ Das hat auch Karl-Georg Faber beispielsweise getan. Er bietet die ganze Palette von Begriffsvarianten auf, die von Ursache als *Anlaß* reicht über Ursache als *Bedingungen* bis zur Ursache als *treibender Kraft*, die zu einem bestimmten Ereignis führt.⁵ Um bei unserem Beispiel zu bleiben: Anlaß für das Geschehen, das zur Reformation führte, waren die Thesen Martin Luthers gegen den Ablasshandel der Kirche. Bedingung waren der Ausbau der Landesherrschaft, die Erfindung des Buchdrucks und die Schwächung der päpstlichen Macht durch den Konziliarismus und der schleichende Machtverfall des Kaisers auf der einen, des Klerus auf der anderen Seite. Bedingung war der voranschreitende Prozeß der Kommunalisierung, war auch die zunehmende

Laisierung aller gesellschaftlichen und zunehmend auch kirchlichen Verhältnisse. Nur im Zusammenhang dieser Bedingungen konnte sich das Ereignis «Reformation» entwickeln. Bedingung wäre sozusagen die passive Form von Ursache.

Schwierig wird es nun, die Ursachen im engeren Sinn als treibende Kräfte ausfindig zu machen. Solche sind vor allem Ereignisse und Ereigniszusammenhänge, in denen menschliches Handeln besonders auffällig und beherrschend ist. Treibende Kräfte sind aktive Eingriffe ins öffentliche Geschehen, die das allgemeine Geschehen ausrichten und beschleunigen: individuelles und kollektives Handeln. Aber im Grunde läßt sich überhaupt nicht scharf zwischen Bedingungen, Strukturen und aktivierenden Ursachen trennen, insofern alle letztlich auf menschliches Handeln zurückgeführt werden können. Sie sind Ergebnisse dieses Handelns, selbst wenn ihre Herkunft kaum noch sichtbar ist. Und umgekehrt: Auch auffälliges Handeln braucht nicht wirklich eine signifikante Ursache für ein späteres Ereignis zu sein. Es verstärkt vielleicht nur die Impulse, die von den allgemeineren Bedingungen ausgehen und die sich langfristig durchsetzen. Manches Mal bleibt auffälliges Handeln sogar ohne nennenswerte Wirkung. Es muß also stets aufs neue geklärt werden, ob es die Bedingungen sind, von denen Wirkungen ausgehen, oder ob es Kräfte sind, die in einem bestimmten Bedingungsrahmen aktiv und für einen zukünftigen Ereigniskomplex zu Ursachen werden.

7. Werden treibende Kräfte zu Ursachen, muß beachtet werden, daß menschliches Handeln einmal auf seine Zweckrationalität hin bedacht werden kann. Das hat Max Weber mit besonderer Eindringlichkeit getan. Darauf hat er auch die Kausalitätsfrage eingegrenzt. Ebenso bedacht werden muß, daß menschliches Handeln intentionales Handeln ist und im Inneren des Menschen tief verborgenen Motiven entspringt. Auch dieses Handeln, das sich kaum erklären, sondern nur verstehen läßt, kann zur Ursache für einen späteren Ereigniskomplex werden. So vermischen sich Sinnfrage (Verstehen) und Kausalfrage (Erklären) in der Geschichtswissenschaft. Das trifft auch auf einen anderen Aspekt des erklärenden Erkenntnisverfahrens zu. Um den Intensitätsgrad von Impulsen, die von unterschiedlichen Bedingungs- und Handlungsaspekten her aufeinander wirken, wahrzunehmen, bedarf es eines vorauslaufenden Gesamtverständnisses für die Entwicklung eines komplexen Geschehens. Dafür ist viel Gefühl und Augenmaß erforderlich, Vorstellungskraft und Einfühlungsvermögen. Noch einmal: Es wird sicherlich sinnvoll sein, zwischen Anlaß, allgemeinen Bedingungen und unmittelbaren Ursachen zu unterscheiden, doch sehr scharf läßt sich hier das eine nicht vom anderen trennen.

Dagegen müssen Ursachen von unterschiedlicher Wirkkraft voneinander unterschieden werden, direkte und indirekte Ursachen. Sie stellen uns in der Praxis vor die Aufgabe, eine Hierarchisierung der Ursachen vorzunehmen, nicht nur zu entscheiden, welcher Ursachenbereich jeweils dominant ist, das eine Mal der ökonomische, das andere Mal der politische oder kulturelle, sondern auch den Intensitätsgrad der wirkenden Impulse innerhalb eines Bereichs wahrzunehmen und jeweils präzise einzuschätzen. Wie Thomas Hausmann kürzlich gezeigt hat, ist diese Aufgabe selbst von denjenigen Historikern bisher nur unzureichend eingelöst worden, die sich besonders der Methode des Erklärens verschrieben haben.⁶

8. Weiterhin ist auf eine Beobachtung aufmerksam zu machen, die nur selten im Zusammenhang mit der Ursachenfrage erörtert wird. Die Ursachenereignisse oder -zusammenhänge liegen chronologisch vor dem zu erklärenden Ereignis. Untereinander müssen sie selber aber die Chronologie nicht einhalten. So kann eine wichtige Ursache für einen beginnenden Ereignisaspekt sehr nahe an diesem Ereignis liegen, während eine Ursache für einen Aspekt des sich entwickelnden Ereignisses weiter zurückliegen kann. Das läßt sich an folgendem Beispiel erläutern: Für den politischen Aspekt der frühen Reformation ist die Gravamina-Bewegung auf den letzten Reichstagen von Bedeutung gewesen: eine Ursachenkette, die sich in einem halben Jahrhundert vor der Reformation gebildet hat. Für das Entstehen reformatorisch-kommunaler Bewegungen in den Städten, die für die Durchsetzung der Reformation um 1525 gesorgt haben, sind dagegen die Zunft- und Bürgerkämpfe des späten Mittelalters, die bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen, von entscheidender Bedeutung. Der Ursachenaspekt, der erst im Verlauf der Reformation zur Wirkung kam, liegt historisch vor dem Ursachenaspekt, der bereits zu Beginn der Reformation seine Wirkung entfaltet hatte.

Gelegentlich wird der chronologische Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung sogar verkehrt. Die Ursache kann nach dem Ereignis gesucht werden, das mit ihrer Hilfe erklärt werden soll. Wie ist das zu verstehen? Denkbar ist, daß sich im Geschehensablauf ein Ereigniskomplex einstellt und eine Entwicklung auszubilden beginnt, die zunächst noch unscheinbar und folgenlos bleibt und in ihrer Bedeutsamkeit später in Erscheinung treten wird. Nur an dieser voll ausgebildeten Gestalt wird das Ausmaß überhaupt erst erkennbar, in dem das zunächst unscheinbare Geschehen schon seine Wirkung entfaltet hatte. Ein Beispiel: Sozialen Unruhen wird eine ganz andere historische Bedeutsamkeit beigegeben werden müssen, wenn sich an ihrem Ende beispielsweise eine Revolution ereignet, die ein ganzes Land erfaßt, als wenn das nicht der Fall

gewesen wäre. Sie werden als vorrevolutionäre Unruhen qualifiziert, die insgeheim auf eine Revolution hingewirkt haben. Ohne die Revolution, die sich schließlich ereignet hat, wären diese Unruhen als lokale Tumulte von historisch bedeutungsloser Alltäglichkeit eingeschätzt worden. An diesem Fall wird besonders deutlich, wie wenig die Ursachenfrage ein Problem chronologischer bzw. historisch-genetischer Betrachtung ist. Sie ist ein Problem systematischer Reflexion.

9. Das führt uns zu einer weiteren wichtigen Unterscheidung zwischen der Vorgeschichte eines Ereignisses und der Geschichte seiner Ursachen. Die Vorgeschichte ist die Geschichte des komplexen historischen Zeitraums unmittelbar vor einem Ereignis: zum Beispiel «Deutschland am Vorabend der Reformation» (W. Andreas). Diese Geschichte muß chronologisch-prozessual dargestellt werden: historisch-genetisch. Die Ursachengeschichte ist dagegen Argumentation mit historischem Stoff, die sich über die Chronologie hinwegsetzen darf, ja gelegentlich sogar hinwegsetzen muß.

Gewöhnlich reicht die Ursachengeschichte auch historisch weit hinter die Vorgeschichte zurück. Außerdem geht die Ursachenargumentation selektiv mit dem historischen Stoff um. Er stellt sich als ein Steinbruch ausgewählter Aspekte dar, während die Grundzüge der Vorgeschichte gleichmäßig zur Darstellung gebracht werden müssen.

Aufwertung der Kausalanalyse

Abschließend soll auf eine Beobachtung hingewiesen werden, die Kurt Kluxen in seinem geschichtstheoretischen Kapitel über die «Kausalanalyse in der Historie» mitgeteilt hat. Er spricht davon, daß Wirkungen erzeugt werden können, die mit ihren Ursachen nichts zu tun haben. Dafür gibt es ein Beispiel: Daß eine Burg gebaut wurde, hat vor allem einen negativen Grund, nämlich die Abwendung einer Gefahr, die von einem Feind droht. Der Feind wäre also die Ursache für den Burgbau. Doch gerade der Feind ist an der Wirkung, die er ausgelöst hat, überhaupt nicht interessiert. Ist er also die Ursache, hat die Wirkung in positiver Weise nichts mit der Ursache zu tun. Das Argument ist spitzfindig. Man hätte auch sagen können, daß nicht der Feind, sondern das Gefühl der Bedrohung die Ursache für den Bau der Burg gewesen sei. Doch Kluxen will offensichtlich zeigen, daß es keinen intentional geprägten Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu geben braucht. Wir kennen das Problem auch in allgemeinerer Art. Oft bewirken Menschen etwas, das sie nicht gewollt haben.

Die gute Absicht kehrt sich unter Umständen in eine böse Tat. Anspruchsvoller formuliert: Es gibt einen Unterschied zwischen subjektiver Intention und objektiver Wirkung. Auch dafür ein Beispiel aus der Reformationsgeschichte: Die marxistische Deutung des Bauernkriegs von 1525 kommt zu dem Ergebnis, daß die Bauern subjektiv ihre eigenen Ziele der Lebenserleichterung auf dem Land verfolgt hätten und damit gescheitert seien, objektiv aber hätten sie dem Bürgertum in der Stadt genutzt, ja geradezu eine «frühbürgerliche Revolution» inszeniert. Im Hintergrund dieser Argumentationsfigur steht Hegels Argument von der «List der Vernunft».

Mit diesen Beobachtungen soll zum Ausdruck gebracht werden, daß der Zusammenhang von Ursache und Wirkung in der Historie nicht stringent und eindeutig zu fassen ist. In der Geschichte, so Kluxen, werde «die kausalgenetische Betrachtungsweise ernsthaft desavouiert»⁷. Er meint das nicht ganz wörtlich, denn er anerkennt durchaus das Recht einer historischen Kausalanalyse; aber er will deutlich machen, daß wir in der Geschichtswissenschaft anders mit «Ursache und Wirkung» umgehen als in den Naturwissenschaften, auch anders mit der Methode des «Erklärens». Historisch könne beispielsweise schon etwas als geklärt gelten, wofür überhaupt keine Ursache aufgefunden gemacht worden ist. Der Grund für diese Aufweichung der Kausalanalyse in der Geschichtswissenschaft liegt darin, daß Wirkungszusammenhänge in der Geschichte von treibenden Kräften hergestellt werden, die sich nur hermeneutisch (Verstehen), nicht jedoch nomologisch (Erklären) erschließen lassen. Hier nimmt das Erklären die Bedeutung von Verständlichmachen an. So schränkt Kluxen die historische Kausalanalyse genau genommen auf die das intentionale Handeln bestimmenden Bedingungen ein. Die treibenden Kräfte selbst werden einer solchen Analyse nicht unterzogen. Der Kausalanalyse wird auf diese Weise eine dienende Funktion im Verstehen von Geschichte zugewiesen.

Sicherlich ist die Leistungskraft der Kausalanalyse in der Historie begrenzt; daß Geschichte sich ihr ganz erschließt, dürfte zu bezweifeln sein, aber unabweisbar ist: Wenn es geboten ist, nach dem «Warum» geschichtlicher Ereignisse zu fragen, dann darf der Historiker sich nicht damit begnügen, nur nach den Bedingungen der Möglichkeit eines Ereignisses zu suchen, er muß in dem Bedingungs- und Ermöglichungsgeflecht auch nach den «treibenden Kräften» als den Verursachern fragen. Auch sie zeitigen Wirkungen, die nicht nur von ihren Motivationen her verstanden, sondern auch erklärt werden können: aus der Symbiose von Intention und ihren gesellschaftlichen Bedingungen. Ein historisches Ereignis läßt sich nicht in Kern und Schale auseinandertrennen. Das Han-

deln der Menschen, auch ihr Denken und Fühlen, muß genauso erklärt wie verstanden werden.

In den vergangenen Jahren sind zahlreiche Versuche unternommen worden, den einstigen Antagonismus der beiden Verfahrensweisen «Verstehen» und «Erklären» philosophisch aufzulösen. Diese Versuche hat Thomas Haussmann in seiner bereits erwähnten Untersuchung «Erklären und Verstehen: zur Theorie und Pragmatik der Geschichtswissenschaft» (1991) nachgezeichnet und herausgefunden, daß «Erklären und Verstehen hervorragend miteinander vereinbar» seien.⁸ Allerdings bezieht sich dieses Ergebnis nicht auf das einführende Verstehen, sondern auf das «etwas Verstehen» oder das «Verstehen, warum», insgesamt Verstehen als Erfassen und Begreifen. In diesem Sinn wird das Verstehen, wie Haussmann aufgrund seiner Beobachtungen zu Golo Manns «Deutscher Geschichte» und Hans-Ulrich Wehlers «Kaiserreich» meint, auch in der Geschichtswissenschaft eingesetzt: als Verstehen von Sachverhalten und nicht mehr als Einfühlung in die intimsten Motivationen einer Persönlichkeit. So setzt sich die Auffassung durch, daß etwas verstanden werden muß, bevor es erklärt, und daß etwas erklärt werden muß, bevor es verstanden werden kann. Beide Verfahrensweisen sind aufeinander bezogen und verhalten sich komplementär zueinander. Sie finden auch Eingang in die Art und Weise, wie Paul Veyne den Begriff des Erklärens neuerdings in Anwendung bringt, nämlich in einem umgangssprachlichen Sinn: «Ich erkläre Ihnen einmal, was passiert, dann werden Sie es schon verstehen.»⁹ Nur solche Erklärungen läßt er als historische Erklärungen gelten. Der Historiker verbindet historische Ereignisse zu einer «Fabel» und macht *stricte dictu* nicht die Ereignisse, sondern die «Fabel» verständlich. «Das also ist die historische Erklärung: etwas völlig Profanes und überhaupt nicht wissenschaftlich; wir werden ihr den Namen verstehen vorbehalten.»¹⁰ Auf seine Weise hatte Thomas Nipperdey schon 1975 vorgeschlagen, das Verhältnis von Historismus und Kausalität neu zu interpretieren und im Hinblick auf die «unerkannte Fülle der Kausalitäten» eine «Rehabilitation der kausalen Analyse» in der Geschichtswissenschaft einzuleiten.¹¹

Mit diesen Beobachtungen ist die Diskussion um das Erklären in der Geschichtswissenschaft noch nicht erschöpft. Ausgespart blieb bisher die forschungsgeschichtliche Auseinandersetzung um die Kausalitätsfrage bzw. um «Gesetze» in der Geschichte. Gemeint ist vor allem der Streit, der sich um die berühmte These Carl Gustav Hempels über «allgemeine Gesetze» in der Geschichte entzündete und mit der versucht wurde, die Geschichtswissenschaft in eine Einheitswissenschaft zu integrieren – ein Streit, an dem sich Historiker allerdings kaum beteiligten, weil er auf

einem zu hohen philosophischen Abstraktionsniveau geführt worden war.¹² Sehr intensiv ist Arthur C. Danto darauf in den Kapiteln seiner «Analytischen Philosophie der Geschichte» eingegangen, die sich um das Erklären von Geschichte bemühen und in denen die Erzählung, auf die noch an anderer Stelle zurückzukommen sein wird, als typische Form historischer Erklärung erwiesen wird.

Ein historisches Ereignis und ein historischer Zusammenhang sind nicht erst erklärt, wenn das allgemeine Gesetz gefunden worden ist, das eine deterministische Ableitung eines Ereignisses aus einem anderen bzw. eines Zusammenhangs aus einer Reihe von Tatsachen, die ihm vorausliegen, ermöglicht. Sie sind bereits erklärt, wenn sie in der «Form einer Erzählung»¹³ zur Sprache gebracht worden sind. Erklären heißt erzählen. Eine Erzählung weist eine «temporale Struktur» auf, die einen Anfang, eine Mitte und ein Ende einer Ereignisfolge miteinander verbindet. In der Mitte kommt die Veränderung (Peripetie) im Ablauf eines Geschehens zur Sprache, doch konzipiert wird die Erzählung vom Ende her, das heißt aus der Sicht von Zuständen, die den Akteuren während der Veränderung, die sich an und mit ihnen, auch durch sie vollzog, noch nicht bekannt sein konnten. Erklärt wird genaugenommen kein zeitlich begrenzter und geschlossener Ereigniszusammenhang von seinem Anfang bis zu seinem Ende. Erklärt wird vielmehr nur die Mitte, eine Veränderung, die sich ereignet hat, und erklärt ist eine solche Veränderung, wenn sie auf Ursachen zurückgeführt worden ist, denn nichts verändert sich ohne Grund. Schließlich mündet diese lange und in sich verschlungene Argumentation in ein Ergebnis ein, das nicht nur ein methodisches Verfahren, sondern die gesamte Geschichtswissenschaft betrifft: «Es ist die Aufgabe der Geschichte, uns diese Veränderungen offenbar zu machen, die Vergangenheit zu zeitlichen Ganzheiten zu organisieren, und diese Veränderungen gleichzeitig mit der Erzählung dessen, was sich zgetragen hat, zu erklären – und sei es unter Zuhilfenahme jener Art der zeitlichen Perspektive, die linguistisch in erzählenden Sätzen widergespiegelt wird.»¹⁴

Danto hat den Historiker auf ein Parkett gelockt, auf dem jeder Gehversuch zu einem Risiko oder einer linkischen Bewegung wird. Er hat ihn aber auch in einen Raum geführt, in dem der enge Zusammenhang zwischen Erklärung und zeitlicher Organisation der Geschichte im Erzählen von Geschichte sinnfällig wird und weiterdiskutiert werden muß.

Anmerkungen

- 1 Ulrich Muhlack: *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus*. München 1991, S. 427. Vgl. auch Friedrich Meinecke: *Zur Theorie und Philosophie der Geschichte: Kausalitäten und Werte in der Geschichte*, S. 61–89.
- 2 Paul Valéry: *Cahiers/Hefte*, Bd. 2. Frankfurt/M. 1988, S. 19.
- 3 Edward Carr: *Was ist Geschichte?*, S. 86.
- 4 Gottfried Benn: *Szenen und Schriften in der Fassung der Erstdrucke*. Gesammelte Werke. Hg. von Bruno Hildebrand. Frankfurt/M. 1990, S. 235.
- 5 Vgl. Karl-Georg Faber: *Theorie der Geschichtswissenschaft*, S. 66–88; vgl. Kurt Kluxen: *Vorlesungen zur Geschichtstheorie I*, S. 111–132, Beispiel von der Burg: S. 129 f.
- 6 Thomas Haussmann: *Erklären und Verstehen*, S. 278–322.
- 7 Kurt Kluxen: *Vorlesungen zur Geschichtstheorie I*, S. 129.
- 8 Thomas Haussmann: *Erklären und Verstehen*, S. 239.
- 9 Paul Veyne, *Geschichtsschreibung*, S. 70.
- 10 Ebd., S. 70.
- 11 Thomas Nipperdey, *Historismus und Historismuskritik heute*, S. 93.
- 12 Carl Gustav Hempel: *The Function of General Laws in History*. In: Patrick Gardiner (Hg.): *Theories of History*. 8. Aufl. New York 1967, S. 344–356.
- 13 Arthur C. Danto, *Analytische Philosophie der Geschichte*, S. 371–406, bes. S. 376 f.
- 14 Ebd., S. 294.